

KURT VONNEGUT
KATZENWIEGE
ROMAN
PIPER



Einer der »Väter« der Atombombe, ein höchst exzentrischer Wissenschaftler, entwickelt eine neue »Wunderwaffe«, die unglücklicherweise alles Leben zu Eis erstarren läßt.

Wie in »Galgenvogel« zeigt sich Vonnegut als Meister grotesk-absurder Situationen; seine Charaktere sind skurril und wunderlich, doch von der Logik konsequenten Aberwitzes getrieben. Eine brillante Satire auf Wissenschaftsbetrieb, Fortschrittsglauben und Politik.

Kurt Vonnegut

Katzenwiege

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Michael Schulte

Non-profit scan by tigger
Corrected by dago33

Juni, 2003

Kein Verkauf!



Piper
München Zürich

Die Originalausgabe erschien 1963 unter dem Titel
»Cat's Cradle« bei Delacorte Press/Seymour Lawrence mit
Genehmigung von Dell Publishing Co., Inc., New York.

Das Gedicht von Edgar Lee Masters auf Seite 200 entstammt dem 1959
im Artemis Verlag, Zürich, erschienenen Band
»Die Toten von Spoon River«.

ISBN 3-492-02531-5

© Kurt Vonnegut 1963

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Piper GmbH & Co. KG, München 1985

Gesetzt aus der Times Antiqua

Gesamtherstellung: Ueberreuter, Wien

Printed in Austria

Für Kenneth Littauer,
einen Mann von Edelmut und gutem Geschmack

Nichts in diesem Buch ist wahr.

»Lebe mit *Foma*^{*}, das macht dich gütig und mutig und gesund
und glücklich.«

Schriften des Bokonon. I, 5

^{*} harmlose Unwahrheiten

1 Der Tag, an dem die Welt unterging

Nennt mich Jonah. Meine Eltern nannten mich so, oder wenigstens so ähnlich. Sie nannten mich John.

Ob Jonah oder John, selbst wenn ich Sam hieße – ein Jonah wäre ich doch immer gewesen; nicht, daß ich für andere gelitten hätte, aber irgend jemand oder irgend etwas zwang mich, zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten zu sein, unter allen Umständen. Gründe und Wege, mal alltäglich, mal wunderbar, waren im voraus bestimmt. Und zu jeder festgesetzten Sekunde war dieser Jonah an jedem festgesetzten Ort planmäßig anwesend.

Hören Sie zu:

Als ich noch jünger war – zwei Ehefrauen, 250 000 Zigaretten und 3000 Liter Alkohol ist's her ...

Als ich noch sehr viel jünger war, machte ich mich daran, Material für ein Buch zu sammeln, das den Titel »Der Tag, an dem die Welt unterging« tragen sollte.

Dieses Buch sollte auf Tatsachen basieren.

Dieses Buch sollte ein Bericht werden: Wie verbrachten prominente Amerikaner den Tag, an dem die Atombombe über Hiroshima, Japan, abgeworfen wurde?

Es sollte ein christliches Buch werden. Damals war ich Christ. Heute bin ich Bokononist.

Ich wäre schon damals Bokononist gewesen, hätte man mich früher in die bittersüßen Lügen Bokonons eingeweiht. Aber der Bokononismus war unbekannt jenseits der Sandstrände und Korallenriffe, die eine kleine Insel in der Karibischen See säumen – die Republik San Lorenzo.

Wir Bokononisten glauben, daß die Menschheit aus Gruppen besteht, die Gottes Willen tun, ohne je zu wissen, was sie eigentlich tun. Eine solche Gruppe nennt Bokonon *Karass*. Und das Vehikel, das *Kan-Kan*, das mich meiner speziellen *Karass* zuführte, war jenes Buch, das ich nie zu Ende schrieb

und das den Titel »Der Tag, an dem die Welt unterging« tragen sollte.

2 *Wie schön, ach, wie schön*

»Stellst du fest, daß dein Leben ohne ersichtlichen Grund mit dem Leben eines anderen Menschen verknüpft ist«, schreibt Bokonon, »so könnte dieser Mensch zu deiner *Karass* gehören.«

An anderer Stelle in den *Schriften des Bokonon* läßt er uns wissen: »Der Mensch schuf das Schachbrett; Gott schuf die *Karass*.« Damit meint er, daß eine *Karass* keine nationalen, institutionellen, beruflichen, familiären oder klassenspezifischen Grenzen kennt.

Eine *Karass* ist so fließend wie eine Amöbe.

In seinem »53. Calypso« fordert Bokonon uns auf, mit ihm anzustimmen:

Oh, ein alter Kofferträger
Am Hauptbahnhof
Und ein kühner Löwenjäger
Im dunklen Afrika
Und eine britische Queen
Und ein chinesischer Patriot
Sitzen hübsch zusammen
Im selben Boot.
Wie schön, ach, wie schön,
Wie schön, ach, wie schön,
Wie schön, ach, wie schön,
So verschiedene Leute
Zusammen zu sehn.

3 *Torheit*

Keine Stelle in Bokonons Werk, wo er uns warnt, die Grenzen unserer jeweiligen *Karass* und die diesbezüglichen Ratschlüsse des Allmächtigen auszukundschaften. Bokonon stellt lediglich fest, daß Nachforschungen in diese Richtung ziemlich zwecklos sind.

Im autobiografischen Teil der *Schriften des Bokonon* verdeutlicht er die Torheit solcher Müß' in Form einer Parabel:

Ich kannte einmal eine fromme Dame in Newport, Rhode Island, die mich bat, für ihre dänische Dogge eine Hundehütte zu entwerfen und zu bauen. Diese Dame meinte, Gott und seine unerforschlichen Ratschlüsse klar zu durchschauen. Es war ihr einfach unerklärlich, wie jemand an der Vergangenheit oder Zukunft dieser Welt herumrätseln konnte.

Gleichwohl, als ich ihr meinen Entwurf zu erwähnter Hundehütte zeigte, erklärte sie: »Tut mir leid, solche Zeichnungen waren mir schon immer ein Buch mit sieben Siegeln.«

»Dann geben Sie diese Zeichnung halt Ihrem Mann«, sagte ich, »oder Ihrem Pfarrer, der sie dann Gott weiterleiten wird, und wenn der dann 'ne Minute Zeit hat, wird er Ihnen meine Hundehütte so erklären, daß selbst Sie es verstehen.«

Sie schmiß mich raus. Ich werde sie nie vergessen. Sie glaubte, Gottes Liebe gehöre weit eher Segelboot- als Motorbootfahren. Den Anblick eines Wurms konnte sie nicht ertragen. Wenn sie einen Wurm sah, fing sie zu kreischen an.

Sie war ein Dummkopf, genau wie ich und wie jeder, der glaubt, Gottes Wege zu kennen (schreibt Bokonon).

4 *Erste Windungen eines Rankenwerks*

Wie dem auch sei, ich beabsichtige, in diesem Buch möglichst viele Mitglieder meiner *Karass* vorzuführen und überdies alles festzuhalten, was unser gemeinsames irdisches Los erhellen könnte.

Ich beabsichtige nicht, ein Traktat über Nutz und Frommen des Bokononismus zu verfassen. Dennoch möchte ich hier eine bokononistische Warnung aussprechen. Der erste Satz in den *Schriften des Bokonon* lautet:

»All die Wahrheiten, die ihr nun vernehmen werdet, sind schamlose Lügen.«

Ich ergänze bokononistisch warnend:

Ein jeder, der nicht versteht, wie eine brauchbare Religion auf Lügen aufgebaut sein kann, wird auch dieses Buch nicht verstehen.

So sei's.

Also über meine *Karass*.

Fest steht, daß die drei Kinder von Dr. Felix Hoenikker, einem der sogenannten Väter der Atombombe, dazugehören. Dr. Hoenikker zählte zweifellos auch zu meiner *Karras*, obwohl er schon tot war, als meine *Sinukas*, die Ranken meines Daseins, sich mit denen seiner Kinder zu verwickeln begannen.

Zuerst betändelten meine *Sinukas* Newton Hoenikker, das jüngste seiner drei Kinder, den jüngeren seiner beiden Söhne. In den Vierteljahresnachrichten des Studentenclubs, dem ich in Cornell angehört hatte, las ich, daß Newton Hoenikker, Sohn des Nobelpreisträgers Felix Hoenikker, probeweise im Club aufgenommen worden war.

Ich schrieb Newt also folgenden Brief:

»Lieber Mr. Hoenikker – oder sollte ich Lieber *Bruder Hoenikker* sagen?

Ich bin Mitglied des Cornell-Studentenclubs und verdiene

mein Brot als freiberuflicher Schriftsteller. Zur Zeit befasse ich mich mit den Vorarbeiten zu einem Buch über die erste Atom-bombe. Der Inhalt des Buches wird sich auf den 6. August 1945 beschränken, den Tag, an dem die Bombe über Hiroshi-ma abgeworfen wurde.

Da Ihr verstorbener Vater allgemein als einer der Väter der Bombe angesehen wird, wäre es mir eine große Hilfe, wenn Sie mir möglichst genau schildern könnten, wie sich der Tag, an dem die Bombe abgeworfen wurde, im Haus Ihres Vaters abgespielt hat.

Leider weiß ich über Ihre erlauchte Familie nicht so viel, wie ich eigentlich sollte, nicht einmal, ob Sie Geschwister haben. Falls ja, wäre ich für die Adressen äußerst dankbar, ich könnte dann auch Ihre Geschwister um Mitarbeit bitten.

Mir ist klar, daß Sie an dem fraglichen Tag noch sehr jung waren, was aber nur von Vorteil sein kann. Mein Buch soll mehr die *menschliche* als die *technische* Seite der Bombe beleuchten, weswegen die Erinnerungen eines ›Babys‹, wenn Sie diesen Ausdruck verzeihen, von größtem Interesse wären.

Kümmern Sie sich nicht um stilistische oder formale Fragen. Das soll meine Sorge sein. Es genügt, wenn Sie mir Ihre Erinnerungen in groben Umrissen schildern.

Selbstverständlich werde ich Ihnen die endgültige Fassung zur Prüfung vorlegen.

Mit brüderlichen Grüßen, Ihr –«

5 Briefe eines Vorklinikers

Worauf Newt antwortete:

»Entschuldigen Sie, daß ich Ihren Brief so lange unbeantwortet ließ. Ihr Buch scheint mir ein sehr interessantes Projekt zu sein. Als die Bombe abgeworfen wurde, war ich allerdings

noch sehr klein, vermutlich kann ich Ihnen da nicht allzuviel helfen. Sie sollten sich an meinen Bruder und an meine Schwester wenden, die beide älter sind als ich. Meine Schwester heißt Mrs. Harrison C. Conners und wohnt 4918 North Meridian Street, Indianapolis, Indiana. Das ist übrigens inzwischen auch meine Heimatadresse. Meine Schwester wird Ihnen sicherlich gerne weiterhelfen. Kein Mensch weiß, wo mein Bruder Frank ist. Vor zwei Jahren, unmittelbar nach Vaters Begräbnis, verschwand er spurlos. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Im Zweifelsfall ist er inzwischen tot.

Als die Atombombe über Hiroshima abgeworfen wurde, war ich erst sechs Jahre alt. Darum sind meine Erinnerungen an diesen Tag natürlich weitgehend von anderen Leuten aufgefrischt.

Ich weiß noch, daß ich auf dem Wohnzimmerteppich spielte. Vor dem Arbeitszimmer meines Vaters. In Ilium, New York. Die Tür stand offen, und ich konnte meinen Vater sehen. Er war in Bademantel und Pyjama. Er rauchte eine Zigarre. Er spielte mit einem Stück Schnur, das zu einer Schlinge geknotet war. Vater blieb an diesem Tag die ganze Zeit zu Hause, in Bademantel und Pyjama. Er ging übrigens nie ins Labor, wenn er keine Lust dazu hatte.

Wahrscheinlich ist Ihnen bekannt, daß Vater sein berufliches Leben so gut wie ausschließlich dem Forschungslaboratorium der General Forge and Foundry Company in Ilium gewidmet hat. Als die Bombe, das Manhattan-Projekt, entwickelt werden sollte, weigerte sich Vater, Ilium zu verlassen. Er sagte, man könne mit seiner Hilfe nur rechnen, wenn er sich seinen Arbeitsplatz selbst aussuchen dürfe. Und das war sehr oft sein Arbeitszimmer zu Hause. Außerhalb Iliums fühlte er sich nur noch in unserem Ferienhaus auf Cape Cod wohl. Auf Cape Cod ist er gestorben. An Weihnachten. Aber das ist Ihnen wahrscheinlich auch nichts Neues.

Am Tag des Bombenabwurfs spielte ich jedenfalls auf dem

Teppich vor seinem Arbeitszimmer. Meine Schwester Angela erzählt, daß ich oft stundenlang mit kleinen Spielzeugautos zu Gange war und dabei dauernd Motorgeräusche von mir gab – ›rummm rummm rumm‹. Vermutlich habe ich an dem Tag, an dem die Bombe abgeworfen wurde, auch ›rummm rumm rumm‹ gemacht. Und Vater war in seinem Arbeitszimmer und spielte mit der Schnur.

Zufällig weiß ich sogar, wo er diese Schnur herhatte. Vielleicht können Sie das in Ihrem Buch verwenden. Die Schnur war um ein Romanmanuskript gebunden gewesen, das ein Gefängnisinsasse Vater zugeschickt hatte. Der Roman handelte vom Weltuntergang im Jahre 2000, trug den Titel *2000 n. Chr.* und handelte von wahnsinnigen Wissenschaftlern, die mit einer Superbombe die Welt in die Luft jagen. Und als die Menschen erfuhren, daß die Welt dem Untergang geweiht war, veranstalteten sie eine gewaltige Sexorgie, und zehn Sekunden vor der Explosion der Bombe erschien ihnen Jesus Christus höchstpersönlich. Der Autor hieß Marvin Sharpe Holderness, und in seinem Begleitschreiben teilte er Vater mit, daß er wegen Brudermordes einsitze. Das Manuskript hatte er Vater geschickt, weil er nicht wußte, was für Explosivstoffe er in seine Bombe stecken sollte. Er hoffte auf Vaters Ratschläge.

Ich will Ihnen natürlich nicht weismachen, daß ich als Sechsjähriger dieses Buch gelesen habe. Wir hatten es noch jahrelang im Haus. Mein Bruder Frank hatte es wegen der gewissen Stellen in Beschlag genommen und in seinem sogenannten Wandsafe im Schlafzimmer versteckt. Das war in Wirklichkeit kein richtiger Safe, sondern ein altes Ofenloch mit Blechklappe. Die Beschreibung der Orgie haben Frank und ich als Kinder wohl an die tausendmal gelesen. Wie gesagt, wir hatten das Manuskript jahrelang, bis es meiner Schwester Angela in die Finger geriet. Sie las es, meinte, das sei übler Schweinekram und verbrannte es mitsamt der Schnur. Sie war eine Mutter für Frank und mich, da unsere wirkliche Mutter bei

meiner Geburt gestorben war.

Ich bin ziemlich sicher, daß mein Vater dieses Buch nicht gelesen hat. Ich glaube sogar, daß Vater nie einen Roman oder auch nur eine Kurzgeschichte gelesen hat, von seiner frühen Kindheit vielleicht einmal abgesehen. Er las nicht einmal Zeitungen, Illustrierte oder seine Post. Vermutlich las er viele wissenschaftliche Publikationen, aber um ehrlich zu sein, ich kann mich nicht erinnern, meinen Vater jemals lesend gesehen zu haben.

Wie gesagt, das einzige, was ihn an dem Manuskript interessierte, war die Schnur. So war er nun mal. Man konnte nie wissen, was sein Interesse als nächstes fesseln würde. Am Tag, an dem die Bombe abgeworfen wurde, war es diese Schnur.

Haben Sie jemals seine Nobelpreisrede gelesen? Hier ist sie in vollem Wortlaut: ›Meine Damen und Herren. Ich stehe heute vor Ihnen, weil ich nie aufgehört habe herumzutrödeln, so wie ein achtjähriger Junge an einem Frühlingsmorgen auf dem Schulweg trödelt. Es gibt nichts, was mich nicht zum Verweilen, Schauen und Staunen auffordern könnte, und manchmal lerne ich auch etwas dabei. Ich bin ein sehr glücklicher Mensch. Ich danke Ihnen.‹

Vater betrachtete jedenfalls eine Zeitlang diese Schlinge, dann begannen seine Finger, damit herumzuspielen. Sie zauberten die Fadenfigur, die man bei uns ›Katzenwiege‹ nennt. Ich weiß nicht, wo Vater diese Fertigkeit herhatte. Vielleicht von *seinem* Vater. Sein Vater war nämlich Schneider, und da muß er ja mit Schnüren und Fäden praktisch aufgewachsen sein.

Nie habe ich meinen Vater bei einer Tätigkeit gesehen, die dem, was man gemeinhin als Spiel bezeichnet, näher gekommen wäre als das Fabrizieren dieser Katzenwiege. Er hatte überhaupt keinen Sinn für Kunststückchen und Spiele und Spielregeln, die sich andere Leute ausgedacht hatten. Meine Schwester Angela hatte in einem Album einen Zeitungsaus-

schnitt aus der *Time*, wo ein Reporter Vater fragte, bei welchen Spielen er sich von der Arbeit erhole. Und Vater antwortete: ›Warum sollte ich mich mit erfundenen Spielen befassen, wo es doch so viele reale gibt?‹

Es muß ihn selbst überrascht haben, daß er auf einmal eine Katzenwiege zwischen den Fingern hielt, vielleicht hat es ihn an seine eigene Kindheit erinnert. Plötzlich kam er aus seinem Arbeitszimmer und tat etwas, was er noch nie zuvor getan hatte – er versuchte, mit mir zu spielen. Nicht nur, daß er nie mit mir gespielt hatte, er hatte auch so gut wie nie ein Wort mit mir gesprochen.

Aber nun kniete er sich neben mich auf den Teppich, und ich sah seine Zähne, und er schwenkte das Fadengewirr vor meinem Gesicht hin und her. ›Siehst du? Siehst du? Siehst du?‹ sagte er, ›eine Katzenwiege. Siehst du die Katzenwiege? Siehst du, wo das Miezekätzchen schläft? Miau, miau!‹

Die Poren seiner Haut kamen mir wie Mondkrater vor. Aus seinen Ohren und Nasenlöchern wucherten Haare. Er roch so stark nach Zigarrenrauch, daß ich mir vorkam wie am Eingang zur Hölle. So aus der Nähe betrachtet, war mein Vater das Häßlichste, was mir je untergekommen war. Ich träume heute noch davon. Und dann sang er:

Das Kätzchen wiegt sich hoch oben im Baum,
Wenn der Wind bläst, wiegt es sich nie im Traum,
Bricht der Ast dann ab,
Stürzt die Wiege herab,
Und weg sind Kätzchen, Wiege und Baum.

Ich brach in Tränen aus. Ich sprang auf und rannte, so schnell ich konnte, aus dem Haus.

Ich muß jetzt aufhören. Es ist schon zwei Uhr nachts. Gerade ist mein Zimmergenosse aufgewacht und hat sich über den Lärm der Schreibmaschine beschwert.«

6 Insektenkämpfe

Am nächsten Morgen setzte Newt seinen Brief fort. Und zwar folgendermaßen:

»Nächster Morgen. Nach acht Stunden Schlaf bin ich frisch wie ein Gänseblümchen. Im Studentenheim ist es zur Zeit sehr ruhig. Außer mir sind alle in den Vorlesungen. Ich hab' wirklich Glück, ich muß keine Vorlesung mehr besuchen. Man hat mich letzte Woche rausgeschmissen. Mit Recht. Ich war Vorkliniker und wäre ein jämmerlicher Arzt geworden.

Wenn ich mit diesem Brief fertig bin, werde ich wohl ins Kino gehen. Falls das Wetter doch noch schön wird, könnte ich auch einen Spaziergang durch die Felsenschluchten hier machen. Sind Schluchten nicht etwas Tolles? Neulich sind zwei Mädchen händchenhaltend in eine runtergesprungen. Sie hatten in dem Studentinnenclub ihrer Wahl keine Aufnahme gefunden. Sie wollten zum Tri-Delt.

Aber zurück zum 6. August 1945. Meine Schwester Angela hat mir oft erzählt, daß mein Vater richtig verletzt gewesen sei, als ich seiner Katzenwiege nichts abgewinnen konnte, als ich vom Teppich aufsprang und seinem Gesänge nicht mehr zuhören wollte. Vielleicht habe ich ihn tatsächlich verletzt, aber wohl kaum ernsthaft. Er hatte eine beneidenswert dicke Haut. Niemand konnte ihm etwas anhaben, weil er sich einfach für niemanden interessierte. Ich weiß noch, wie ich ihn ein knappes Jahr vor seinem Tod dazu bringen wollte, mir etwas über meine Mutter zu erzählen. Er konnte sich an nichts mehr erinnern.

Kennen Sie eigentlich die berühmte Geschichte von dem Frühstück? Sie stand irgendwann mal in der *Saturday Evening Post*. An dem Tag, an dem Vater und Mutter nach Schweden abreisten, um den Nobelpreis für Physik entgegenzunehmen, hatte Mutter ein fulminantes Frühstück aufgetragen. Als sie den Tisch abräumte, fand sie neben Vaters Kaffeetasse ein paar

Münzen – Trinkgeld.

Nachdem ich meinen Vater angeblich so schrecklich verletzt hatte, rannte ich in den Garten. Zielloos zuerst, aber dann entdeckte ich meinen Bruder Frank unter einem großen Geißbartbusch. Frank war damals zwölf, und es überraschte mich nicht, ihn dort zu treffen. Er hielt sich an heißen Tagen gerne unter diesem Busch auf. Wie ein Hund hatte er sich zwischen den Wurzeln ein Loch ins kühle Erdreich gegraben. Und nie wußte man, was für Zeug er ins Gebüsch schleppte. Mal war's ein unanständiges Buch, mal eine Flasche Sherry aus dem Küchenschrank. Am Tag, an dem die Bombe abgeworfen wurde, fiel seine Wahl auf einen Eßlöffel und ein Einmachglas. Mit dem Löffel schaufelte er alle möglichen Insekten in das Glas und hetzte sie aufeinander.

Der Insektenkampf fesselte mich derart, daß ich sofort zu heulen aufhörte und den alten Herrn vergaß. Ich weiß nicht mehr, was für Viecher Frank damals im Glas hatte, aber ich erinnere mich noch an Insektenkämpfe, die wir in Szene gesetzt haben: ein Hirschkäfer gegen hundert rote Ameisen, ein Tausendfüßler gegen drei Spinnen, rote gegen braune Ameisen. Wenn man das Glas nicht dauernd schüttelt, kämpfen sie nicht. Aber genau das tat Frank, er schüttelte und schüttelte.

Nach einer Weile stöberte Angela mich auf. Sie hob die Zweige und sagte: »Da seid ihr also.« Was Frank da eigentlich tue, wollte sie wissen. Und er sagte: »Experimentieren.« Das sagte er immer, wenn ihn jemand fragte, was er eigentlich tue. Immerzu: »Experimentieren.«

Angela war damals zweiundzwanzig. Seit ihrem sechzehnten Lebensjahr war sie das eigentliche Oberhaupt der Familie, seit Mutter bei meiner Geburt gestorben war. Angela sagte immer, sie habe drei Kinder zu versorgen: mich, Frank und Vater. Und das war nicht einmal übertrieben. Ich weiß noch, wie Frank, Vater und ich an kalten Wintertagen in der Früh nebeneinander in der Eingangshalle standen und Angela uns warm anzog,

wobei sie uns völlig gleich behandelte. Nur, ich ging zum Kindergarten, Frank zum Gymnasium und Vater zur Arbeit an der Atombombe. An einem solchen Morgen war einmal die Heizung ausgefallen, die Wasserleitung zugefroren, und unser Auto sprang nicht an. Wir saßen vollzählig im Wagen, und Angela startete immer wieder durch, bis die Batterie leer war. Und dann sprach Vater laut und vernehmlich. Wissen Sie, was er sagte? Er sagte: ›Ich möcht' mal wissen, wie das bei Schildkröten ist?‹ ›Was möchtest du über Schildkröten wissen?‹ fragte Angela. ›Wenn sie ihren Kopf einziehen‹, sagte er, ›krümmt sich dann ihr Rückgrat oder zieht es sich zusammen?‹

Angela ist übrigens eine der unbesungenen Heldinnen der Atombombe. Ich glaube, die folgende Geschichte ist noch nirgends erzählt worden, vielleicht können Sie etwas damit anfangen. Nachdem das Schildkrötenproblem einmal aufgetaucht war, interessierte sich Vater plötzlich dermaßen für Schildkröten, daß er seine Arbeit an der Atombombe einstellte. Schließlich besuchten Vaters Kollegen Angela und baten sie um Rat. Sie sagte, sie sollten ihm die Schildkröten einfach wegnehmen. Also drangen sie eines Nachts in sein Labor und klauten die Schildkröten und das Aquarium. Vater hat nie ein Wort über das Verschwinden der Schildkröten gesagt. Er kam einfach am nächsten Tag ins Labor, suchte wie sonst auch nach Dingen, mit denen er herumspielen und über die er nachdenken konnte, und alles, womit er herumspielte und worüber er nachdachte, hing irgendwie mit der Bombe zusammen.

Nachdem Angela mich unter dem Busch hervorgezogen hatte, fragte sie mich, was zwischen Vater und mir los gewesen sei. Und ich wiederholte pausenlos, wie häßlich er sei und daß ich ihn haßte. Sie schlug mich. ›Wie kannst du so über deinen Vater sprechen?‹ sagte sie. ›Er ist einer der größten Männer, die je gelebt haben! Er hat heute den Krieg gewonnen! Weißt du, was das heißt? Er hat den Krieg gewonnen!‹ Sie schlug mich erneut.

Ich trage Angela die Schläge nicht nach. Vater war ihr ein und alles. Sie hatte keine Verehrer. Sie hatte überhaupt keine Freunde. Sie hatte nur ein einziges Hobby. Sie spielte Klarinette.

Ich sagte ihr noch einmal, wie sehr ich Vater haßte, und sie schlug wieder zu. Und dann kam Frank unter seinem Busch hervor und versetzte ihr einen Schlag in den Magen. Das hat ihr natürlich scheußlich weh getan. Sie ging zu Boden und krümmte sich vor Schmerzen. Als sie wieder nach Luft schnappen konnte, schrie sie aus Leibeskräften nach Vater.

›Der kommt nicht‹, sagte Frank und lachte sie aus. Er hatte recht. Vater guckte aus dem Fenster und sah, wie Angela und ich rauften und uns ankeiften und wie Frank dastand und lachte. Der alte Herr schloß das Fenster wieder und hat später nicht einmal gefragt, was dieser Trubel sollte. Aus Menschen hat er sich eben nicht viel gemacht.

Genügt das? Können Sie davon irgend etwas für Ihr Buch verwenden? Natürlich sind mir die Hände ziemlich gebunden, da ich mich ja auf den Tag beschränken sollte, an dem die Bombe abgeworfen wurde. Dabei gibt es noch eine Fülle schöner Anekdoten über die Bombe und meinen Vater, sie trugen sich nur an anderen Tagen zu. Kennen Sie zum Beispiel die Geschichte über Vater in Alamogordo, wo zum erstenmal eine Atombombe getestet wurde? Nachdem das Ding explodiert war und man wußte, daß Amerika in der Lage war, mit einer einzigen Bombe eine ganze Stadt auszulöschen, wandte sich ein Wissenschaftler an Vater und sagte: ›Die Wissenschaft weiß jetzt, was Sünde ist.‹ Und wissen Sie, was Vater sagte? ›Was ist das, Sünde?‹

Mit besten Wünschen
Newton Hoenikker«

7 Die erlauchten Hoenikkers

Newt fügte seinem Brief drei Postskripta an:

»PS: Es steht mir nicht zu, »brüderliche Grüße« an Sie zu richten, da ich lediglich zur Probe Mitglied in Ihrem Club war. Aber nun darf ich wegen meiner Zensuren nicht einmal mehr das sein.

PPS: Sie nennen unsere Familie »erlaucht«. Wenn Sie diese Bezeichnung in Ihrem Buch verwenden, begehen Sie meiner Ansicht nach möglicherweise einen Fehler. Ich zum Beispiel bin ein Zwerg und messe gerade ein Meter zwanzig. Und das letzte, was wir von Frank gehört haben, war, daß er von der Polizei des Staates Florida, dem FBI und dem Finanzministerium gesucht wurde, da er gestohlene Autos auf alten Panzer-Landungsschiffen nach Kuba geschafft hat. Ich bin also ziemlich sicher, daß das Wort »erlaucht« nicht so hundertprozentig zutrifft. »Phantastisch« kommt der Wahrheit wohl schon näher.

PPPS: 24 Stunden später. Ich habe diesen Brief noch einmal durchgelesen und fürchte, daß man den Eindruck gewinnen könnte, ich hätte nichts anderes zu tun, als rumzusitzen und mich in Selbstmitleid und traurigen Erinnerungen zu ergehen. Aber ich habe in Wirklichkeit sehr viel Glück gehabt und weiß das auch. Ich bin gerade dabei, ein wundervolles kleines Mädchen zu heiraten. Es gibt für jedermann genug Liebe auf der Welt, wenn sich die Menschen nur ein bißchen umtun. Dafür bin ich der lebende Beweis.«

8 Newts Affäre mit Zinka

Newt hatte mir nicht verraten, wer dieses Mädchen war. Aber etwa zwei Wochen, nachdem ich seinen Brief bekommen hatte, war es landauf, landab bekannt, daß sie Zinka hieß – einfach

Zinka. Offenbar hatte sie keinen Nachnamen.

Zinka war eine ukrainische Zwergin und tanzte im Borzoi-Ballett. Wie das Leben so spielt, sah Newt, ehe er nach Cornell ging, in Indianapolis eine Aufführung dieses Balletts. Und wenig später trat es in Cornell auf, wo Newt nach der Vorstellung, ausgerüstet mit einem Dutzend langstieliger American-Beauty-Rosen, am Künstlerausgang wartete.

Die Presse vermeldete noch, daß Klein Zinka in den Vereinigten Staaten um politisches Asyl nachgesucht habe, und dann verschwand sie mit Klein Newt von der Bildfläche.

Eine Woche später sprach Klein Zinka in der russischen Botschaft vor. Die Amerikaner seien ihr zu materialistisch, sie wolle wieder in die Heimat zurück.

Daraufhin zog sich Newt zu seiner Schwester nach Indianapolis zurück. Die Presse speiste er mit einer kurzen Erklärung ab. »Eine reine Privatangelegenheit«, sagte er. »Eine Herzensangelegenheit. Ich habe nichts zu bereuen. Was geschehen ist, geht nur Zinka und mich etwas an.«

Ein rühriger amerikanischer Reporter in Moskau hörte sich in dortigen Ballettkreisen um und stieß dabei unfreundlicherweise auf die Tatsache, daß Zinka, entgegen ihrer Behauptung, nicht erst dreiundzwanzig Jahre alt war.

Sie war zweiundvierzig und hätte Newts Mutter sein können.

9 Vizepräsident, verantwortlich für Vulkane

Mein Buch über den Tag des Bombenabwurfs rührte ich nicht mehr an. Ungefähr ein Jahr später, zwei Tage vor Weihnachten, fuhr ich in einer anderen Angelegenheit durch Ilium, New York, wo Dr. Felix Hoenikker fast zeitlebens gearbeitet hatte, wo Angela, Frank und Klein Newt aufgewachsen waren.

Ich habe mich in Ilium umgesehen.

Dort lebten zwar keine Hoenikkers mehr, aber viele Leute behaupteten, den alten Herrn und seine drei absonderlichen Kinder gut gekannt zu haben.

Ich verabredete mich mit Dr. Asa Breed, dem Vizepräsidenten des Forschungslaboratoriums der General Forge and Foundry Company. Dr. Breed gehörte wahrscheinlich auch zu meiner *Karass*, obwohl ich ihm von Anfang an unsympathisch war.

»Sympathien und Antipathien haben nichts damit zu tun«, sagt Bokonon – man vergißt das nur allzu leicht.

»Soviel ich weiß«, sagte ich Dr. Breed am Telefon, »waren Sie derjenige, der Dr. Hoenikkers Arbeit fast durchweg beaufsichtigt hat.«

»Auf dem Papier«, sagte er.

»Versteh' ich nicht«, sagte ich.

»Wenn ich Felix wirklich beaufsichtigt hätte«, sagte er, »dann könnte ich jetzt ohne weiteres die Verantwortung für Vulkane, die Gezeiten und die Wanderungen der Zugvögel und der Lemminge übernehmen. Dieser Mann war eine Naturgewalt, die kein Sterblicher kontrollieren konnte.«

10 *Geheimagent X-9*

Dr. Breed verabredete sich mit mir für den nächsten Vormittag. Er würde mich im Hotel abholen, so käme ich am leichtesten in das schwerbewachte Forschungslaboratorium.

Ich mußte mir also noch eine Nacht in Ilium um die Ohren schlagen. Ich hatte keine allzu große Auswahl, denn das Nachtleben von Ilium beschränkte sich ausschließlich auf die Bar des Del-Prado-Hotels, in dem ich bereits wohnte. Diese Bar, der Cape Cod Room, war die Stammkneipe der örtlichen Nutten.

Zufällig – »wie der Zufall es *wollte*«, würde Bokonon sagen – waren die Nutte, die neben mir saß, und der Barkeeper ehemalige Schulkameraden von Franklin Hoenikker, dem Insektenschreck, mittleren Kind und verlorenen Sohn.

Die Nutte, die sich übrigens Sandra nannte, bot mir Dienste an, wie sie einem außerhalb der Place Pigalle und Port Saids nicht zuteil werden. Ich zeigte mich desinteressiert, und sie war klug genug zuzugeben, daß auch ihr Interesse sich in Grenzen halte. Es stellte sich dann heraus, daß wir uns doch etwas weniger zuwider waren, als wir ursprünglich angenommen hatten.

Ehe wir jedoch auf unsere Leidenschaften zu sprechen kamen, sprachen wir über Frank Hoenikker, und wir sprachen über den alten Herrn, auch ein wenig über Asa Breed, und wir sprachen über die General Forge and Foundry Company, und wir sprachen über den Papst und über Geburtenkontrolle und über Hitler und die Juden. Wir sprachen über falsche Fuffziger. Wir sprachen über die Wahrheit. Wir sprachen über Gangster und die wirtschaftliche Lage. Wir sprachen über die armen Schweine, die auf dem elektrischen Stuhl landen, und über die reichen Schweine, die verschont bleiben. Wir sprachen über fromme Menschen, die pervers sind. Wir sprachen über vieles.

Wir wurden betrunken.

Der Barkeeper war sehr nett zu Sandra. Er mochte sie. Er respektierte sie. Er erzählte mir, daß Sandra in Ilium Vorsitzende des Klassenfarbenausschusses gewesen war. Jede Klasse mußte sich damals im ersten Jahr eine bestimmte Farbkombination aussuchen und diese Farben fortan mit Stolz tragen.

»Welche Farben haben Sie für Ihre Klasse gewählt?« fragte ich.

»Orange und schwarz.«

»Schöne Farben.«

»Eben.«

»War Franklin Hoenikker auch im Klassenfarbenausschuß?«

»Der hat nirgendwo mitgemacht«, sagte Sandra verächtlich.

»Der war in keinem Ausschuß, nahm nie an Sportveranstaltungen teil, hat nie ein Mädchen ausgeführt. Hat sogar nie ein Mädchen angesprochen, soviel ich weiß. Wir nannten ihn Geheimagent X-9.«

»X-9?«

»Ach wissen Sie, er hat sich immer benommen, als würde er zwischen zwei Geheimnisträgern hin- und herpendeln und dürfte unterwegs mit niemandem sprechen.«

»Vielleicht hatte er *wirklich* ein reiches Leben voller Geheimnisse«, gab ich zu bedenken.

»Ach was.«

»Ach was«, lachte der Barkeeper höhnisch, »der Rumtreiber hat doch höchstens mal ein Modellflugzeug gebaut.«

11 *Protein*

»Er sollte bei unserer Abschlußfeier sprechen«, sagte Sandra.

»Wer?«

»Dr. Hoenikker.«

»Und?«

»Er ist nicht erschienen.«

»Also hat bei eurer Abschlußfeier niemand eine Rede gehalten?«

»Doch, doch. Dr. Breed, den Sie morgen treffen, kam angekuckt und hielt so was wie 'ne Rede.«

»Und?«

»Er sagte, hoffentlich seien viele zukünftige Wissenschaftler unter uns.« Sie fand das überhaupt nicht komisch. Im Gegenteil, sie suchte, noch immer von der Rede beeindruckt, getreulich nach wörtlichen Zitaten. »Er sagte, das Elend der Welt sei ...«

Sie mußte erst noch mal nachdenken.

»Das Elend der Welt sei«, sagte sie zögernd, »daß die Leute nach wie vor mehr vom Aberglauben als von der Wissenschaft halten. Er sagte, wenn sich die Leute mehr mit Wissenschaft beschäftigen würden, wären die meisten Probleme schon gelöst.«

»Er sagte, die Wissenschaft würde eines Tages die fundamentalen Geheimnisse des Lebens entdecken«, sagte der Barkeeper. Er kratzte sich am Kopf und runzelte die Stirn. »Ich glaub', sie haben's rausbekommen. Da stand so was in der Zeitung.«

»Muß ich überlesen haben«, murmelte ich.

»Doch, doch«, sagte Sandra. »Ungefähr vor zwei Tagen.«

»Richtig«, sagte der Barkeeper.

»Was *ist* denn das Geheimnis des Lebens?« fragte ich.

»Weiß ich nicht mehr«, sagte Sandra.

»Protein«, versicherte der Barkeeper. »Die haben irgendwas über Protein rausgefunden.«

»Genau«, sagte Sandra.

12 *Weltuntergangs-Supermix*

Ein betagter Barkeeper gesellte sich uns zu, und als er erfuhr, daß ich ein Buch über die Atombombe schrieb, erzählte er mir, wie er jenen 6. August verbracht hatte und wie es in der Bar, in der wir gerade saßen, damals zuging. Er näselte wie W. C. Fields und hatte einen Zinken wie eine preisgekrönte Erdbeere.

»Damals sah der Cape Cod Room noch ganz anders aus«, sagte er. »Der Laden hieß ›Navajo-Tipi‹, und da hingen noch nicht diese Scheißnetze und -muscheln an den Wänden, sondern Indianerdecken und Kuhschädel. Und auf den Tischen standen kleine Tamtams. Wenn die Leute Bedienung wollten,

mußten sie drauf rumtrommeln. Wollten mich auch überreden, Indianerfedern um die Birne zu schnallen, aber ich hab' mich geweigert. Eines Tages kreuzte ein echter Navajo-Indianer auf; sagte, daß die Navajos nicht in Tipis wohnen. ›Schöne Scheiße‹, sagte ich. Noch früher hieß der Schuppen ›Pompeji-Bar‹, überall künstliche Risse im Verputz. Aber egal, wie sie den Laden nannten, die Scheißbeleuchtung ist nie ausgewechselt worden, auch das Scheißpublikum aus der Scheißstadt da draußen nicht. Am Tag, als sie Hoenickers Scheißbombe auf die Japaner abwarfen, kam ein Kerl rein, um einen Drink zu schnorren. Er wollte einen Drink, weil die Welt gerade unterging. Also machte ich ihm einen ›Weltuntergangs-Supermix‹. Ich goß etwa einen viertel Liter Pfefferminzlikör in eine ausgehöhlte Ananas, schwappte Schlagsahne dazu und oben drauf eine Kirsche. ›Da! du verhurter Trauerkloß‹, sagte ich, ›und behaupte nie, ich hätte nichts für dich getan.‹ Dann kam noch so'n Typ rein und sagte, daß er den Krempel im Forschungslaboratorium hinschmeißen wird; sagte, Wissenschaftler könnten arbeiten, an was sie wollten, es käme jedesmal eine Waffe dabei raus. Sagte, er habe die Nase voll davon, die Politiker bei ihren Scheißkriegen zu unterstützen. Hieß Breed. Ich fragte ihn, ob er irgendwie mit dem Chef von dem Scheißlaboratorium verwandt ist. ›Kann man wohl sagen‹, sagte er. ›Bin der Scheißsohn vom Chef.‹«

13 Sprungbrett

Allmächtiger, was ist Ilium doch für ein ekelhaftes Kaff!

»Allmächtiger«, sagt Bokonon, »was ist jede Stadt doch für ein ekelhaftes Kaff!«

Graupeln und Smog bildeten einen undurchsichtigen Schleier. Fröhlich saß ich in der Luxuslimousine von Dr. Asa

Breed. Ich fühlte mich nicht übermäßig wohl, der Alkohol steckte mir noch in den Knochen. Dr. Breed fuhr selbst. Sein Auto geriet immer wieder in stillgelegte Straßenbahnschienen.

Breed war ein rosaroter alter Herr, sehr wohlhabend, in einem wunderschönen Anzug. Sein Auftreten verriet Kultiviertheit, Optimismus, Tüchtigkeit, Gelassenheit. Ich dagegen war schlecht gelaunt, verkatert, verbittert. Ich hatte die Nacht mit Sandra verbracht.

Meine Seele stank wie der Rauch eines brennenden Katzenfells.

Ich nahm von jedem Menschen das Schlechteste an, und ich wußte ein paar schlüpfrige Dinge über Dr. Asa Breed, in die Sandra mich eingeweiht hatte.

Sandra erzählte mir, in Ilium würden es die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß Dr. Breed der Geliebte von Mrs. Hoenikker gewesen war. Die meisten Leute hier hegten nicht den geringsten Zweifel, daß die drei Hoenikker-Kinder von Breed seien.

»Waren Sie schon mal in Ilium?« fragte Dr. Breed plötzlich.

»Ich bin zum erstenmal hier.«

»Das ist eine reine Familienstadt hier.«

»Wie bitte?«

»Es gibt hier so gut wie kein Nachtleben. Man bleibt zu Hause, kümmert sich um seine Familie.«

»Klingt ordentlich.«

»Ist es auch. Jugendkriminalität gibt es hier praktisch nicht.«

»Gott sei Dank!«

»Ilium hat eine sehr interessante Geschichte.«

»Das ist sehr interessant.«

»Ilium war früher ein Sprungbrett.«

»Wie bitte?«

»Für die, die nach Westen zogen.«

»Ach so.«

»Die Leute haben sich hier ausstaffiert.«

»Das ist sehr interessant.«

»Da, wo jetzt das Forschungslaboratorium steht, war früher das Gefängnis. Dort wurden auch die Typen aus der ganzen Gegend öffentlich hingerichtet.«

»Da kann ich nur sagen: Ehrlich währt am längsten.«

»1782 wurde hier ein Mann aufgeknüpft, der sechsundzwanzig Menschen umgebracht hatte. Ich hab' schon oft gedacht, daß man über ihn ein Buch schreiben sollte. George Minor Moakely. Auf dem Schafott hat er ein Lied gesungen. Ein Lied, das er eigens dafür verfaßt hatte.«

»Wovon handelte das Lied?«

»Den Text finden Sie drüben bei der Historischen Gesellschaft, falls es Sie wirklich interessiert.«

»Nur ganz allgemein, die Stimmung.«

»Er bereute nichts.«

»Solche Leute gibt's.«

»Das muß man sich mal vorstellen!« sagte Dr. Breed.

»Sechsundzwanzig Menschen hatte der auf dem Gewissen!«

»Da kann's einem ja ganz anders werden«, sagte ich.

14 *Als in Autos noch Blumenvasen waren*

Ich hatte Kopfweg und ein steifes Genick. Dr. Breeds blankpolierte Limousine war wieder in die Straßenbahnschienen geraten.

Ich fragte Dr. Breed, wie viele Leute um acht Uhr bei der General Forge and Foundry Company zu arbeiten anfangen, und er sagte, dreißigtausend.

An den Kreuzungen standen Polizisten in gelben Regencapes und weißen Handschuhen und gaben die Fahrt frei, wenn die Ampeln rot zeigten, und stoppten die Kolonnen, sobald sie auf grün sprangen.

Die Ampeln, grell blendende Geister im Gegraupel, hörten in ihrer mechanischen Dummheit nicht auf, dem Gletscher aus Blech ihre Anweisungen zu geben. Grün hieß weiterfahren. Rot hieß anhalten. Gelb hieß Wechsel und Vorsicht.

Dr. Breed erzählte mir, daß Dr. Hoenikker in jungen Jahren einmal sein Auto mitten im Verkehr hätte stehen lassen.

»Als die Polizei nachsah, warum der Verkehr plötzlich nicht mehr weiterging, fand sie Felix' Wagen. Der Motor lief noch, im Aschenbecher qualmte eine Zigarre, in den Vasen waren frische Blumen ...«

»In den Vasen?«

»Es war ein Marmon von den Ausmaßen einer Rangierlokomotive. An den Türpfosten hingen Vasen aus geschliffenem Glas, und Felix' Frau tat jeden Morgen frische Blumen hinein. Ja, und da stand das Auto nun im dicksten Verkehr.«

»Wie die *Marie Celeste*«, meinte ich.

»Die Polizei schleppte den Wagen ab, sie wußten, wem er gehörte. Sie riefen Felix an und teilten ihm sehr höflich mit, wo er seinen Wagen abholen könne. Felix sagte, sie könnten ihn behalten, er wolle ihn nicht mehr haben.«

»Und haben sie ihn behalten?«

»Nein. Sie riefen seine Frau an, und sie holte dann den Marmon ab.«

»Wie hieß sie eigentlich?«

»Emily.« Dr. Breed leckte sich die Lippen und bekam einen abwesenden Blick und wiederholte den Namen der Frau, dieser Frau, die nun schon so lange tot war: »Emily.«

»Meinen Sie, es hätte jemand was dagegen, wenn ich diese Autogeschichte in meinem Buch verwende?« fragte ich.

»Solange Sie das Ende verschweigen.«

»Das *Ende*?«

»Emily hatte noch nie einen Marmon gefahren, und auf dem Heimweg baute sie einen Unfall. Dabei passierte irgendwas mit ihrem Becken ...« Der Verkehr stockte gerade, und Dr. Breed

schloß die Augen und krampfte die Hände ums Steuerrad.
»Und darum starb sie bei Newts Geburt.«

15 *Frohe Weihnachten*

Das Forschungslaboratorium der General Forge and Foundry Company lag gleich hinter dem Haupttor, ungefähr einen Häuserblock vom Parkplatz der Geschäftsleitung entfernt, auf dem Dr. Breed seinen Wagen abstellte.

Ich fragte Dr. Breed, wie viele Angestellte im Laboratorium arbeiteten. »Siebenhundert«, sagte er, »aber nur knapp hundert befassen sich mit Forschungsarbeiten. Die restlichen sechshundert sind eigentlich nur Hausmeister, und ich bin der Oberhausmeister.«

Als wir uns in den Menschenstrom einreiheten, der sich über das Werksgelände wälzte, wünschte eine Frau hinter uns Dr. Breed frohe Weihnachten. Dr. Breed drehte sich um, spähte wohlwollend in dem Wirrwarr blasser Gesichter und machte eine gewisse Miss Francine Pefko aus. Miss Pefko war zwanzig, nichtssagend, hübsch und gesund – also stinknormal.

In einer Anwendung weihnachtlicher Gefühle forderte Dr. Breed Miss Pefko auf, sich zu uns zu gesellen. Er machte uns bekannt. Sie war die Sekretärin von Dr. Nilsak Horvath. Dann verriet er mir, wer Horvath war. »Der berühmte Oberflächenchemiker«, sagte er, »der so tolle Sachen mit Filmen zuwege bringt.«

»Was gibt es Neues in der Oberflächenchemie?« fragte ich Miss Pefko.

»Ach Gott«, sagte sie, »da dürfen Sie mich nicht fragen. Ich tippe bloß runter, was er mir diktiert.« Und dann entschuldigte sie sich, weil sie »Ach Gott« gesagt hatte.

»Na, ich glaube, Sie verstehen eine ganze Menge mehr, als

Sie zugeben«, sagte Dr. Breed.

»Ich nicht.« Miss Pefko war verlegen, denn sie war es nicht gewohnt, mit so bedeutenden Leuten wie Dr. Breed zu plaudern. Sie konnte sich nicht mehr natürlich bewegen, ihr Gang glich dem eines Huhnes. Ihr Lächeln wurde affektiert, und sie suchte krampfhaft nach einem Gesprächsthema, aber außer Modeschmuck und gebrauchten Kleenextüchern fiel ihr nichts ein.

»Nun ...«, polterte Dr. Breed leutselig, »wie gefällt es Ihnen denn bei uns? Sie sind ja jetzt schon – wie lange? – fast ein Jahr hier.«

»Ihr Wissenschaftler *denkt* zu viel«, platzte Miss Pefko heraus. Sie lachte dümmlich. Dr. Breeds freundliche Art hatte sie vollständig aus der Fassung gebracht. Sie war nicht mehr zurechnungsfähig. »Ihr denkt *alle* zu viel.«

Eine fette, niedergeschlagen dreinschauende, ständig nach Atem ringende Frau in verdreckter Arbeitskleidung watschelte bleifußig neben uns her und schnappte auf, was Miss Pefko sagte. Sie sah sich Dr. Breed genau an, und in ihrem Blick lag ein hilfloser Vorwurf. Sie haßte Leute, die zuviel dachten. In diesem Moment schien sie mir fast die gesamte Menschheit recht gut zu repräsentieren.

Der Gesichtsausdruck der fetten Frau legte den Schluß nahe, daß sie auf der Stelle durchdrehen würde, wenn irgend jemand noch weiterdenken sollte.

»Sie werden bestimmt noch dahinterkommen«, sagte Dr. Breed, »daß alle Menschen ungefähr gleich viel denken. Wissenschaftler denken halt nur in die eine Richtung, und andere Leute in eine andere.«

Miss Pefko gab ein glucksendes Geräusch von sich. »Dr. Horvaths Diktate könnten ebensogut auf chinesisch sein. Selbst wenn ich aufs College gegangen wäre, würde ich wahrscheinlich nichts verstehen. Und dabei diktiert er vielleicht Sachen, die die ganze Welt auf den Kopf stellen, wie damals die Atom-

bombe.

Wenn ich früher aus der Schule kam, fragte Mutter mich immer, was es Neues gab, und ich konnte ihr was erzählen«, sagte Miss Pefko. »Und jetzt? Wenn ich nach Hause komme, stellt Mutter mir immer noch dieselbe Frage, und alles, was ich sagen kann, ist« – Miss Pefko schüttelte den Kopf und machte ein Schmollmündchen – »weißnich, weißnich, weißnich.«

»Wenn Sie mal etwas nicht verstehen«, beharrte Dr. Breed, »bitten Sie Dr. Horvath, es Ihnen zu erklären. Das kann er wirklich gut.« Er wandte sich mir zu. »Dr. Hoenikker sagte einmal, ein Wissenschaftler, der einem achtjährigen Kind nicht erklären könne, was er tut, sei ein Scharlatan.«

»Dann bin ich dümmer als ein achtjähriges Kind«, klagte Miss Pefko. »Ich weiß nicht einmal, was ein Scharlatan ist.«

16 Zurück in den Kindergarten

Wir gingen die vier Granitstufen zum Eingang des Forschungslaboratoriums hoch. Das Gebäude selbst war ein schmuckloser sechsstöckiger Backsteinkasten. Zwei schwerbewaffnete Wachtposten kontrollierten jeden, der reinkam.

Miss Pefko zeigte dem Posten zur Linken ihre rosa Dienstmarke mit der Aufschrift *Vertraulich*, die sich auf der Höhe ihrer linken Brustspitze befand.

Dr. Breed zeigte dem Posten zur Rechten die schwarze Marke mit der Aufschrift *top-secret* auf seinem Revers. Ohne mich zu berühren, legte Dr. Breed feierlich seinen Arm um mich, um den Wachen anzudeuten, daß ich unter seinem erlauchten Schutz stand.

Ich lächelte einem der Wachtposten zu. Er erwiderte mein Lächeln nicht. Nationale Sicherheit ist eben eine verdammt ernste Angelegenheit.

Dr. Breed, Miss Pefko und ich gingen in Gedanken versunken durch die große Eingangshalle zu den Aufzügen.

»Bitten Sie mal Dr. Horvath, Ihnen etwas zu erklären«, wandte sich Dr. Breed wieder an Miss Pefko. »Und Sie werden sehen, Sie erhalten eine schöne, klare Antwort.«

»Er müßte ganz von vorne anfangen«, sagte Miss Pefko, »in der ersten Volksschulklasse – oder vielleicht sogar im Kindergarten. Ich habe viel versäumt.«

»Wir haben *alle* viel versäumt«, stimmte Dr. Breed zu. »Und wir sollten *alle* wieder von vorne anfangen, am besten im Kindergarten.«

Wir sahen zu, wie die Empfangsdame des Laboratoriums die vielen Ausstellungsstücke in Betrieb setzte, die als Anschauungsmaterial an den Wänden der Eingangshalle aufgereiht worden waren. Die Empfangsdame war ein großes, schlankes Mädchen – eiskalt und blaß. Ein behender Griff und Lichter blinkten auf, Räder drehten sich, Kolben stampften, Glocken läuteten.

»Magie«, sagte Miss Pefko.

»Bedauerlich, daß jemand von der Laboratoriums-Familie dieses abgeschmackte mittelalterliche Wort in den Mund nimmt«, sagte Dr. Breed. »Jeder dieser Gegenstände erklärt sich von selbst. Sie sind dazu da, *nicht* rätselhaft zu sein. Sie sind die reine Antithese zur Magie.«

»Die reine was zur Magie?«

»Das reine Gegenteil der Magie.«

»Mir könnten Sie das nie eintrichtern.«

Dr. Breed sah ein klein wenig verärgert aus. »Na schön«, sagte er, »zumindest *wollen* wir keine Rätsel in die Welt setzen. Vielleicht sind Sie so gut, uns wenigstens das abzunehmen.«

17 *Der Tippsen-Pool*

Dr. Breeds Sekretärin stand auf ihrem Schreibtisch im Vorzimmer und brachte eine Weihnachtsglocke mit Ziehharmonikafalten an der Decke an.

»Vorsicht, Naomi«, rief Dr. Breed, »nun haben wir schon sechs Monate keinen tödlichen Unfall mehr gehabt. Vermaseln Sie uns nicht den neuen Rekord und fallen jetzt noch vom Tisch.«

Miss Naomi Faust war eine fidele, ausgedörrte alte Dame. Vermutlich hatte sie schon immer für Dr. Breed gearbeitet. Sein Leben lang. Und auch ihr Leben lang. Sie lachte. »Unkraut vergeht nicht. Und selbst wenn ich runterfalle, die Weihnachtsengel werden mich schon auffangen.«

»Darauf würde ich mich nicht allzusehr verlassen.«

Zwei ebenfalls wie Ziehharmonikas gefaltete Papierbanderolen hingen vom Klöppel herab. Miss Faust zog an der einen, die sich langsam entfaltete und zu einem langen Banner mit einer Aufschrift wurde. »Hier«, sagte Miss Faust und reichte Dr. Breed das lose Ende hinunter, »ziehen Sie sie ganz auf und machen Sie das Ende am Schwarzen Brett fest.«

Dr. Breed gehorchte und trat dann einen Schritt zurück, um die Botschaft auf dem Banner zu lesen: »Friede auf Erden!« deklamierte er voller Inbrunst.

Miss Faust stieg von ihrem Schreibtisch, wobei sie die andere Banderole entfaltete. »Den Menschen ein Wohlgefallen!« hieß es darauf.

»Donnerwetter!« gluckste Dr. Breed. »Von den weltlichen Freuden der Weihnachtszeit scheint man nicht mehr allzuviel zu halten. Sieht ja ganz schön festlich aus hier, wirklich.«

»Und ich habe auch an die Schokoladetafeln für den Tippsen-Pool gedacht«, sagte sie. »Sind Sie nicht stolz auf mich?«

Dr. Breed schlug sich an die Stirn, entsetzt über seine Vergeßlichkeit. »Gott sei Dank! Daran hatte ich überhaupt nicht

mehr gedacht.«

»Das dürfen wir nie vergessen«, sagte Miss Faust. »Das ist schon Tradition – Dr. Breed und seine Schokolade für den Tippsen-Pool an Weihnachten.« Sie erklärte mir, daß der Tippsen-Pool das Schreibbüro im Kellergeschoß war. »Die Mädchen gehören jedem, der sich ein Diktafon besorgen kann.«

Das ganze Jahr über, sagte sie, hörten die Mädchen vom Tippsen-Pool die gesichtslosen Stimmen der Wissenschaftler von Diktafonkassetten; einmal im Jahr verließen sie ihre Kellerklause, um Weihnachtslieder zu singen und ihre Schokoladetafeln von Dr. Asa Breed in Empfang zu nehmen.

»Auch sie dienen der Wissenschaft«, versicherte Dr. Breed, »obwohl sie möglicherweise nichts kapieren. Gott segne sie – alle!«

18 Die wertvollste Ware der Welt

Als wir Dr. Breeds Büro betraten, versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen, um ein vernünftiges Interview zustande zu bringen. Ich mußte jedoch feststellen, daß mein seelisches Befinden sich nicht gebessert hatte, und als ich Dr. Breed die ersten Fragen über den Schicksalstag stellte, wurde mir klar, daß die gesamte Public-Relations-Abteilung meines Gehirns in Alkoholnebel und dem Rauch eines brennenden Katzenfells erstickt war. Mit jeder Frage schien ich anzudeuten, daß die Erfinder der Bombe kriminelle Helfershelfer übelster Mörder seien.

Zuerst war Dr. Breed verblüfft, dann wurde er sehr wütend. Er wandte sich von mir ab und dröhnte: »Sie scheinen Wissenschaftler nicht besonders zu mögen.«

»Das würde ich nicht sagen, Sir.«

»Der Zweck Ihrer Fragen ist doch, daß ich zugebe, Wissenschaftler seien herz- und gewissenlose Dummköpfe, denen das Schicksal der übrigen Menschheit schnurzegal ist oder die womöglich gar nicht zur Menschheit gehören.«

»Das ist ziemlich derb ausgedrückt.«

»Nicht derber als Ihr Buch zu werden verspricht. Ich dachte, Sie beabsichtigen, eine faire, objektive Biografie über Felix Hoenikker zu schreiben – und ich könnte mir für einen jungen Schriftsteller heutzutage kaum eine wichtigere Aufgabe vorstellen. Aber nein, Sie kommen hier an mit vorgefaßten Meinungen über wahnsinnige Wissenschaftler. Wo haben Sie die überhaupt her? Aus Comic-Heftchen?«

»Von Dr. Hoenikkers Sohn, um Ihnen eine Quelle zu nennen.«

»Welcher Sohn?«

»Newton«, sagte ich. Ich hatte Klein Newts Brief dabei und gab ihn Dr. Breed. »Wie klein ist Newt übrigens?«

»Nicht größer als ein Schirmständer«, sagte Dr. Breed, der finsternen Blicks Newts Brief las.

»Sind die beiden anderen Kinder normal?«

»Natürlich! Tut mir leid, daß ich Sie enttäuschen muß, aber Kinder von Wissenschaftlern unterscheiden sich durch nichts von anderen Kindern.«

Ich versuchte, so gut ich konnte, Dr. Breed zu beruhigen und ihn davon zu überzeugen, daß mir wirklich an einem wahrheitsgetreuen Porträt Dr. Hoenikkers gelegen war. »Der einzige Grund meines Besuches ist, genau festzuhalten, was Sie mir über Dr. Hoenikker erzählen. Newts Brief war nur ein Anfang, und ich werde ihn selbstverständlich gegen alles, was Sie mir erzählen können, sorgfältig abwägen.«

»Die Leute mit ihren falschen Vorstellungen über Wissenschaftler und wissenschaftliche Arbeit hängen mir zum Hals raus.«

»Ich werde alles, was in meiner Macht steht, tun, um diese

falschen Vorstellungen aus der Welt zu schaffen.«

»In diesem Land wissen die meisten nicht einmal, was reine Forschung ist.«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es mir erklärten.«

»Jedenfalls nicht die Entwicklung eines besseren Zigarettenfilters oder einer wirkungsvolleren Gesichtscreme oder eines haltbareren Deckenanstrichs, Herrgott noch mal! Jeder redet von Forschung, aber getan wird in diesem Land praktisch nichts. Wir sind eine der wenigen Firmen, die Leute für rein wissenschaftliche Arbeit einstellen. Wenn die meisten anderen Firmen mit ihrer Forschung herumprahlen, meinen sie ein paar Gelegenheitstechniker, die weiße Kittel tragen, aus Kochbüchern arbeiten und sich, wenn's hoch kommt, einen besseren Scheibenwischer für das nächste Oldsmobil einfallen lassen.«

»Aber hier ...?«

»Hier und bei erschreckend wenig anderen Firmen in diesem Land werden die Leute ausschließlich dafür bezahlt, daß sie Wissen anhäufen und bei ihrer Arbeit nur dieses eine Ziel im Auge haben.«

»Das ist sehr großzügig von der General Forge and Foundry Company.«

»Ganz und gar nicht. Neues Wissen ist die wertvollste Ware der Welt. Je mehr Wahrheit uns zur Verfügung steht, desto reicher werden wir.«

Wäre ich damals schon Bokononist gewesen, hätte ich bei dieser letzten Bemerkung entsetzt aufgeheult.

19 Nie wieder Schlamm

»Soll das heißen«, sagte ich, »daß hier niemandem vorgeschrieben wird, woran er zu arbeiten hat? Ja, daß nicht einmal *Vorschläge* gemacht werden?«

»Vorschläge werden pausenlos gemacht, aber wenn einer in der reinen Forschung arbeitet, schenkt er Vorschlägen überhaupt keine Beachtung. Er hat genug mit eigenen Projekten zu tun, und so soll es auch sein.«

»Hat irgend jemand mal versucht, Dr. Hoenikker Projekte vorzuschlagen?«

»Natürlich. Vor allem Admirale und Generäle. Die haben ihn für eine Art Zauberer gehalten, der mit einer kleinen Bewegung seines Zauberstabs Amerika unbesiegbar machen kann. Mit den verrücktesten Theorien kamen und kommen sie immer noch hier an. Diese Theorien haben nur einen Haken – beim gegenwärtigen Stand unseres Wissens sind sie nicht zu verwirklichen. Wissenschaftler vom Kaliber eines Dr. Hoenikker sollen dann die kleinen Lücken füllen. Ich kann mich da noch an einen Admiral erinnern – er kreuzte, kurz bevor Felix starb, hier auf und wollte ihn mit aller Gewalt überreden, etwas gegen Schlamm zu unternehmen.«

»Gegen Schlamm?«

»Fast zweihundert Jahre hatten sich amerikanische Marinesoldaten im Schlamm gewälzt«, sagte Dr. Breed, »und allmählich hatten sie die Nase voll. Der Admiral trat als ihr Sprecher auf und meinte, zum Fortschritt gehöre auch, daß die Marine nicht mehr in Schlamm kämpfen müsse.«

»Und was genau wollte der Admiral?«

»Keinen Schlamm. Nie wieder Schlamm.«

»Wahrscheinlich«, fachsipelte ich, »läßt sich so was mit Bergen von Chemikalien oder gigantischen Maschinen werkstelligen ...«

»Der Admiral dachte an eine Pille oder an eine winzige Maschine. Die Marinesoldaten hatten nicht nur vom Schlamm die Nase voll, sondern auch von dem unsinnig schweren Marschgepäck. Sie wollten zur Abwechslung mal was *Leichtes* tragen.«

»Und was hat Dr. Hoenikker gesagt?«

»Verspielt wie er nun einmal war, und er war *immer* verspielt, meinte Felix, es existiere möglicherweise ein einzelnes, mikroskopisch kleines Körnchen, irgendwas, das imstande sei, Sumpf, Morast und Moor, Bäche und Tümpel, Treibsand und Schlamm gleich welcher Ausdehnung in eine Materie zu verwandeln, die so hart wie diese Schreibtischplatte ist.«

Dr. Breed haute mit seiner von Altersflecken übersäten Faust auf den Schreibtisch. Der Schreibtisch war ein nierenförmiges meergrünes Gebilde aus Stahl. »Ein einziger Matrose könnte von diesem Zeugs genug mit sich herumtragen, um eine Panzerdivision zu befreien, die in den Sümpfen Floridas stecken-geblieben ist. Nach Felix' Worten könnte ein einziger Matrose das Zeugs dafür unter dem Nagel seines kleinen Fingers aufbewahren.«

»Ausgeschlossen!«

»Sagen Sie, sage ich, sagt praktisch jeder. Aber Felix hielt das für durchaus möglich, verspielt wie er nun einmal war. Felix' Geheimnis – und ich verlasse mich darauf, daß Sie das in Ihrem Buch erwähnen – bestand darin, daß er uralte Rätsel immer so betrachtete, als seien sie etwas völlig Neues.«

»Jetzt komme ich mir vor wie Francine Pefko«, sagte ich, »oder wie all die Mädchen vom Tippsen-Pool. Dr. Hoenikker hätte mir nie erklären können, wie etwas, das unter einen Fingernagel paßt, weichen Schlamm steinhart machen kann.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, wie gut Felix komplizierte Zusammenhänge erklären konnte ...«

»Trotzdem ...«

»Er hat es ja auch mir erklärt«, sagte Dr. Breed, »und meiner Erklärung werden Sie sicher folgen können. Die Frage ist, wie kriegt man die Marinesoldaten aus dem Schlamm raus – stimmt's?«

»Stimmt.«

»Schön«, sagte Dr. Breed, »dann hören Sie mal gut zu.«

20 *Eis* 9

»Bestimmte Flüssigkeiten«, sagte Dr. Breed, »können auf verschiedene Art und Weise kristallisieren – gefrieren –, wobei ihre Atome sich auf verschiedene Art und Weise, aber immer streng geordnet, aufeinanderschichten und gegenseitig festhalten können.«

Ich sollte mir mal vorstellen, sagte mir der alte Mann mit den fleckigen Händen, auf welcher unterschiedlichen Art und Weise Kanonenkugeln vor Gerichtsgebäuden aufgehäuft oder Orangen in Lattenkisten gepackt werden können.

»Und mit den Atomen in Kristallen ist das nicht anders. Zwei Kristalle aus derselben Materie können grundverschiedene physikalische Eigenschaften haben.«

Er erzählte mir von einer Fabrik, in der große Kristalle aus Äthylendiamintartrat gewonnen wurden. Diese Kristalle wurden für bestimmte Produktionsverfahren benötigt, sagte er. Aber eines Tages entdeckte man, daß die Kristalle nicht mehr die erwünschten physikalischen Eigenschaften hatten. Die Atome hatten begonnen, sich anders aufzuschichten und gegenseitig festzuhalten. Die Flüssigkeit, die kristallisierte, war nach wie vor dieselbe, doch die Kristalle, die dabei entstanden, waren für industrielle Zwecke völlig wertlos.

Wie das passieren konnte, blieb ein Rätsel. Der theoretische Bösewicht war jedoch, was Dr. Breed »einen Samen« nannte. Er meinte damit ein winziges Teilchen in dem unerwünschten Kristallbild. Dieser Same, der Gott weiß woher kam, brachte den Atomen die neue Methode bei, sich aufzuschichten und gegenseitig festzuhalten, zu kristallisieren, zu gefrieren.

»Und jetzt stellen Sie sich wieder die Kanonenkugeln vor dem Gerichtsgebäude oder die Orangen in den Lattenkisten vor«, sagte er. Und er machte mir klar, daß die unterste Schicht Kanonenkugeln oder Orangen das Auf- und Nebeneinander aller folgenden Schichten bestimmte. »Die unterste Schicht ist

das Samenkorn, in dem die Position jeder weiteren Kanonenkugel oder Orange bereits festgelegt ist, selbst bei einer unendlichen Menge von Kanonenkugeln oder Orangen.

Nehmen wir einmal an«, gluckste Dr. Breed amüsiert, »daß Wasser auf vielerlei Weise gefrieren, kristallisieren kann, und nehmen wir an, daß das Eis, auf dem wir Schlittschuh laufen oder das wir in unsere Cocktails tun – nennen wir das mal *Eis 1* – nur eine mögliche Form von Eis ist. Nehmen wir weiter an, daß es Eis auf der Erde immer nur als *Eis 1* gegeben hat, da sich nie ein Teilchen eingeschmuggelt hat, das dem Wasser beigebracht hätte, *Eis 2*, *Eis 3*, *Eis 4* zu werden ...? Angenommen«, er schlug erneut mit seiner alten Hand auf den Tisch, »angenommen, es gäbe so etwas wie *Eis 9*, ein Kristall, so hart wie diese Tischplatte, mit einem Gefrierpunkt von, sagen wir mal, 38° oder, noch besser, einem Gefrierpunkt von 65° minus.«

»Gut, ich kann Ihnen immer noch folgen«, sagte ich.

Lautes, unheilverkündendes Getuschel im Vorzimmer unterbrach Dr. Breeds Ausführungen. Die Mädchen vom Tippsen-Pool.

Sie wollten singen.

Und sie sangen, als Dr. Breed und ich im Türrahmen erschienen. Die etwa hundert Mädchen hatten sich als Chorsängerinnen zurechtgemacht: Jede hatte sich ein Stück weißes Papier um den Hals gebunden und mit einer Büroklammer befestigt. Ihr Gesang war wunderschön.

Ich war überrascht, dann befiel mich eine süßliche Trauer. Ich bin immer gerührt, wenn Mädchen – ach, nur allzu selten – ihre fast durchwegs wohltonenden Stimmen erklingen lassen.

Die Mädchen sangen: »Ihr Kinderlein kommet.« Ich werde sicher so bald nicht vergessen, wie sie die Zeilen anstimmten:

Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht, der Vater im Himmel für Freude uns macht.

21 *Die Marine marschiert weiter*

Nachdem Dr. Breed zusammen mit Miss Faust die weihnachtlichen Schokoladetafeln ausgeteilt hatte, kehrten wir in sein Büro zurück.

»Wo sind wir stehengeblieben?« fragte er. »Ach ja!« Und dann forderte der alte Mann mich auf, mir mal Soldaten der US-Marine in einem gottverlassenen Sumpf vorzustellen.

»Sie versinken mitsamt ihren Lastwagen, Panzern und Hautbitzen«, klagte er, »in einem stinkenden, bazillenverseuchten Morast.«

Er hob den Zeigefinger und zwinkerte mir zu. »Aber angenommen, junger Mann, ein Matrose hätte eine kleine Kapsel mit *Eis 9* bei sich, der neuen Methode, nach der H_2O -Atome sich aufschichten und gegenseitig festhalten – gefrieren – können. Und der Matrose würde diese Kapsel in die nächstbeste Pfütze werfen ...?«

Ich versuchte zu raten: »Die Pfütze würde gefrieren?«

»Und der ganze Schlamm rund um die Pfütze?«

»Würde gefrieren?«

»Und all die Pfützen im gefrorenen Schlamm?«

»Würden gefrieren?«

»Und die Tümpel und Bäche im gefrorenen Schlamm?«

»Würden gefrieren?«

»Da können Sie Gift drauf nehmen«, rief er. »Und die US-Marine würde sich aus dem Schlamm erheben und weitermarschieren.«

22 *Vertreter der Boulevardpresse*

»Gibt es dieses Zeug?« fragte ich.

»Nein, nein, nein, nein«, sagte Dr. Breed, dem schon wieder der Geduldsfaden riß. »Ich habe Ihnen das alles doch nur erzählt, um Ihnen klarzumachen, daß Felix gewöhnliche Probleme auf höchst ungewöhnliche Weise anging. Ich habe Ihnen lediglich wiedergegeben, was er dem Admiral gesagt hat, der ihm mit dem Schlammproblem in den Ohren lag.

Felix aß jeden Tag allein in der Kantine. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß niemand sich zu ihm setzen und seine Kreise stören durfte. Aber der Admiral platzte einfach herein, grapschte sich einen Stuhl und redete drauflos. Was ich Ihnen erzählt habe, war Felix' improvisierte Antwort.«

»Also – das Zeug gibt es *wirklich* nicht?«

»Das sagte ich doch bereits!« erhitzte sich Dr. Breed. »Felix ist wenig später gestorben! Und wenn Sie zugehört hätten, als ich Ihnen klarzumachen versuchte, was ein wahrer Forscher ist, dann würden Sie eine solche Frage gar nicht stellen! Ein wahrer Forscher befaßt sich mit dem, was ihn fasziniert, und nicht, was andere fasziniert.«

»Ich denke immer noch über den Sumpf nach ...«

»Sie können *aufhören*, darüber nachzudenken! Ich habe mit dem Sumpf nur etwas ganz Bestimmtes ausdrücken wollen.«

»Wenn die Bäche, die durch den Sumpf fließen, zu *Eis 9* gefrören, was geschähe dann mit den Flüssen und Seen, die von diesen Bächen gespeist wurden?«

»Sie würden gefrieren. Aber es gibt kein *Eis 9*.«

»Und die Meere, die von den gefrorenen Flüssen gespeist wurden?«

»Würden natürlich gefrieren«, fuhr er mich an. »Vermutlich werden Sie jetzt mit einem Sensationsbericht über *Eis 9* auf die Straße rennen. Aber ich sage Ihnen noch einmal, es existiert nicht!«

»Und die Quellen, die die gefrorenen Seen und Flüsse speisen, und das Grundwasser, das die Quellen speist?«

»Würden gefrieren, verdammt noch mal!« rief er. »Und wenn ich gewußt hätte, daß Sie ein Vertreter der Boulevardpresse sind«, sagte er und erhob sich würdevoll, »hätte ich keine Minute an Sie verschwendet!«

»Und der Regen?«

»Würde zu kleinen harten Schuhnägeln aus *Eis 9* gefrieren – und das wäre das Ende der Welt! Und auch das Ende dieses Interviews! Guten Tag!«

23 Die letzten Brötchen

Mindestens in einem Punkt hatte Dr. Breed sich geirrt: Es gab *Eis 9*.

Und es existierte hier und jetzt.

Eis 9 war Felix Hoenikkers letztes Geschenk an die Menschheit, bevor er vor den Thron des Allmächtigen trat.

Niemand hatte bemerkt, woran er zuletzt arbeitete, und Aufzeichnungen hatte er keine hinterlassen.

Für sein Projekt war zwar ein komplizierter Apparat vonnöten, aber den gab es bereits im Forschungslaboratorium. Dr. Hoenikker mußte sich nur an gefällige Laborkollegen wenden und sich dies und das zusammenleihen, den anderen in seiner reizenden Art auf die Nerven gehen – bis er sozusagen seine letzten Brötchen gebacken hatte.

Er hatte ein Scheibchen *Eis 9* hergestellt. Es war bläulich-weiß. Sein Schmelzpunkt lag bei plus 45,7° Celsius.

Felix Hoenikker hatte das Scheibchen in eine kleine Flasche gesteckt, und die Flasche hatte er in seine Tasche gesteckt. Und dann war er nach Cape Cod in sein Ferienhaus gefahren, wo er mit seinen drei Kindern Weihnachten feiern wollte.

Angela war damals vierunddreißig. Frank war vierundzwanzig. Klein Newt war achtzehn.

Der alte Herr starb an Heiligabend. Er hatte nur seinen Kindern von *Eis 9* erzählt.

Die Kinder teilten das *Eis 9* unter sich auf.

24 *Was ist ein Wampeter?*

Womit wir bei dem bokononistischen Begriff eines *Wampeter* angelangt wären.

Ein *Wampeter* ist der Angelpunkt einer *Karass*. Keine *Karass* ohne *Wampeter*, lehrt Bokonon, genau wie kein Rad ohne Radnabe.

Ein *Wampeter* kann alles sein: ein Baum, ein Felsen, ein Tier, eine Idee, ein Buch, eine Melodie, der Heilige Gral. Was immer er auch sei, die Angehörigen seiner *Karass* umkreisen ihn im majestätischen Chaos eines Spiralnebels. Die Umlaufbahnen der Angehörigen einer *Karass* um ihren gemeinsamen *Wampeter* sind natürlich geistiger Natur. Die Seelen kreisen, nicht die Körper. Und Bokonon fordert uns auf, anzustimmen:

Herum und herum und herum wir kreisen
Mit Füßen aus Blei und Flügeln aus Eisen ...

Wampeter kommen, *Wampeter* gehen, lehrt Bokonon.

Zu bestimmten Zeiten hat eine *Karass* sogar zwei *Wampeter* – der eine gewinnt, der andere verliert gerade an Bedeutung.

Und ich bin so gut wie sicher, daß während meines Gesprächs mit Dr. Breed in Ilium der gerade aufblühende *Wampeter* meiner *Karass* jenes kristallisierte Wasser war, jener bläulichweiße Edelstein, jener Same des Untergangs, genannt *Eis 9*.

Während ich mit Dr. Breed in Ilium sprach, hatten Angela, Franklin und Newton Hoenikker bereits neue *Eis 9*-Samen, Samen, die aus dem Samenkorn ihres Vaters entstanden waren, Scheibchen von dem alten Block, um das einmal so zu nennen.

Was aus diesen drei Scheibchen werden sollte, war für meine *Karass* unter Garantie von sehr großer Bedeutung.

25 Die Hauptsache im Leben Dr. Hoenikkers

Soviel zunächst über den *Wampeter* meiner *Karass*.

Nach meinem unerfreulichen Interview mit Dr. Breed im Forschungslaboratorium der General Forge und Foundry Company wurde ich der Obhut von Miss Faust übergeben. Sie sollte mich zum Ausgang bringen. Ich konnte sie jedoch dazu überreden, mir zuvor noch das Labor des verstorbenen Dr. Hoenikker zu zeigen.

Unterwegs fragte ich sie, wie gut sie Dr. Hoenikker gekannt habe. Sie gab mir eine interessante und offene Antwort und ein pikantes Lächeln als Dreingabe.

»Ich glaube, man konnte ihn eigentlich gar nicht richtig kennen. Wenn die Leute darüber reden, wie gut oder wie schlecht sie jemanden gekannt haben, reden sie von Geheimnissen, die man ihnen erzählt oder nicht erzählt hat. Sie reden über intime Dinge, über Familienangelegenheiten, über Liebesaffären«, erklärte mir diese reizende alte Dame. »Natürlich gab es das alles, wie bei jedem anderen, auch in Dr. Hoenikkers Leben, aber bei ihm war das nicht die Hauptsache.«

»Was war denn die Hauptsache?« fragte ich.

»Dr. Breed behauptet immer wieder, die Hauptsache bei Dr. Hoenikker sei die Wahrheit gewesen.«

»Sie scheinen da etwas anderer Ansicht zu sein.«

»Ich weiß nicht so recht. Es will mir halt nicht in den Kopf,

wie Wahrheit, einfach nur Wahrheit, einem Menschen genügen kann.«

Miss Faust war reif für den Bokomonismus.

26 *Das ist Gott*

»Haben Sie jemals mit Dr. Hoenikker gesprochen?« fragte ich Miss Faust.

»Selbstverständlich. Ich habe oft mit ihm gesprochen.«

»Können Sie sich an irgendeine Unterhaltung erinnern?«

»Ja, zum Beispiel, als er wetten wollte, daß ich ihm nichts sagen könne, was absolut wahr sei. Und ich sagte: ›Gott ist Liebe‹.«

»Und was sagte er?«

»Er sagte: ›Was ist Gott? Was ist Liebe?‹.«

Ich schluckte.

»Aber Gott *ist* Liebe, wissen Sie«, sagte Miss Faust, »egal, was Dr. Hoenikker sagte.«

27 *Marsmensch*

Das ehemalige Labor Dr. Hoenikkers war im sechsten Stock, dem obersten Stock des Gebäudes.

Eine rote Kordel versperrte den Eingang, und auf einer Gedenktafel an der Wand konnte man lesen, weshalb dieser Raum eine Kultstätte war:

IN DIESEM RAUM HAT DR. FELIX HOENIKKER,
NOBELPREISTRÄGER FÜR PHYSIK, DIE LETZTEN
28 JAHRE SEINES LEBENS VERBRACHT. »WO ER

WAR, DA WAREN AUCH DIE GRENZEN DES WISSENS.« DIE BEDEUTUNG DIESES MANNES FÜR DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT IST NICHT ABZUSCHÄTZEN.

Miss Faust schlug vor, die Kordel auszuhaken, damit ich hineingehen und mich mit allem, was es dort an Geistern geben mochte, aus nächster Nähe befassen könne.

Ich war einverstanden.

»Es ist alles so, wie er es hinterlassen hat«, sagte sie, »bis auf die Gummiringe, mit denen ein ganzer Labortisch vollgepackt war.«

»Gummiringe?«

»Fragen Sie mich nicht, wozu. Fragen Sie mich nicht, was dieses ganze Zeug hier soll.«

Der alte Herr hatte sein Labor in unbeschreiblichem Durcheinander hinterlassen. Als erstes fielen mir die zahllosen billigen Spielsachen auf, die überall herumlagen. Ein Papierdrachen mit zerbrochenem Gestell zum Beispiel, ein Kreisel mit fertig aufgewickelter Schnur, ein Federbusch, ein Pustefix für Seifenblasen, ein Aquarium samt Burg und zwei Seeschildkröten.

»Er liebte Ramschläden«, sagte Miss Faust.

»Das sieht man.«

»Einige seiner berühmtesten Experimente hat er mit einer Ausstattung durchgeführt, die nicht mal einen Dollar gekostet hat.«

»Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.«

Natürlich waren in diesem Labor auch alle Geräte, die zu einem normalen Labor gehören, aber sie schienen nur fades Beiwerk der billigen, farbenfrohen Spielsachen zu sein.

Auf Dr. Hoenikkers Schreibtisch stapelten sich Briefe.

»Ich glaube, er hat nie einen Brief beantwortet«, sagte Miss Faust nachdenklich. »Wer eine Antwort haben wollte, mußte

ihn am Telefon erwischen oder persönlich erscheinen.«

Auf dem Schreibtisch stand ein gerahmtes Foto, allerdings mit dem Rücken zu mir. Ich riet also drauflos:

»Seine Frau?«

»Nein.«

»Eins seiner Kinder?«

»Nein.«

»Er selbst?«

»Nein.«

Ich nahm das Bild vom Schreibtisch und sah es mir an. Es zeigte ein bescheidenes kleines Kriegerdenkmal vor einem kleinstädtischen Gerichtsgebäude. Am Sockel des Denkmals war eine Tafel angebracht, auf der die Namen der Bürger standen, die in diversen Kriegen gefallen waren, und ich dachte, es müsse wohl um diese Tafel gehen. Die Namen waren gut lesbar, und ich war überzeugt, der Name Hoenikker müsse auch vorkommen. Er war nicht dabei.

»Das war eines seiner Hobbys«, sagte Miss Faust.

»Was?«

»Kanonenkugeln vor Gerichtsgebäuden zu fotografieren. Offenbar sind die Kanonenkugeln auf diesem Foto besonders ungewöhnlich aufgeschichtet.«

»Ach so.«

»Er war ein ungewöhnlicher Mann.«

»Stimmt.«

»In einer Million Jahre sind vielleicht alle Menschen so klug, wie er war, und sehen die Dinge so wie er. Aber verglichen mit dem heutigen Durchschnittsmenschen hätte er auch vom Mars kommen können.«

»Vielleicht war er *wirklich* ein Marsmensch«, gab ich zu bedenken.

»Das würde allerdings zu einem Großteil die Beschaffenheit seiner famosen Kinder erklären.«

28 *Mayonnaise*

Während Miss Faust und ich auf einen Aufzug warteten, der uns ins Parterre bringen sollte, sagte die alte Dame, sie hoffe, daß nicht ausgerechnet Aufzug Nr. Fünf komme. Doch ehe ich sie nach dem Grund ihrer Befürchtungen fragen konnte, war Aufzug Nr. Fünf schon da.

Der Liftboy war ein alter kleiner Neger, der Lyman Enders Knowles hieß. Kein Zweifel, Knowles war schwachsinnig – sein anstößiges Benehmen war Beweis genug: Jedesmal, wenn er glaubte, etwas Schlaues gesagt zu haben, kratzte er sich am Hintern und rief »Jaja!«

»Gott zum Gruß, ihr Menschenaffen, Schaufelräder und lieblichen Seerosen«, empfing er uns. »Jaja!«

»Parterre, bitte«, sagte Miss Faust kühl.

Knowles hätte nur auf einen Knopf zu drücken brauchen, um uns nach unten zu befördern, aber er schien nicht die geringste Lust dazu zu haben. Er stand da, als könnte er noch jahrelang so dastehen.

»Meint neulich ‘n Typ«, sagte er, »eure Aufzüge sind wohl noch von ‘n Mayos. War mir neu. Sag’ ich, ›Was hab’ ich damit zu tun – mit Mayonnaise?‹ Jaja! Und er dachte noch drüber nach, da hau’ ich ihm ‘ne Frage hin, wo er sein Köpfchen noch mehr anstrengen mußte. Jaja!«

»Würden Sie uns bitte runterbringen, Mr. Knowles?« bat Miss Faust.

»Sag’ ich zu ihm«, sagte Knowles. »»Das hier ist ein *Nach*-Forschungslaboratorium. *Nach*-forschen heißt doch *noch mal suchen*, oder? Dann suchen die hier also was, was sie schon mal gefunden hatten und was irgendwie weggekommen ist, und jetzt müssen sie *nach*-forschen. Warum baut man einen solchen Kasten hier, mit Mayonnaise-Aufzügen und all dem Zeugs, nur, um all diese Dummköpfe hier reinzusetzen? Was wollen die denn wiederfinden? Wer hat denn was verloren?«

Jaja!«

»Sehr interessant«, stöhnte Miss Faust, »könnten wir jetzt vielleicht runterfahren?«

»Woandershin *können* wir nicht fahren«, kläffte Knowles. »Wir sind im obersten Stock. Würden Sie verlangen, aufwärts zu fahren, wär' ich geliefert. Jaja!«

»Also fahren wir runter«, sagte Miss Faust.

»Gleich. Hat dieser Herr hier Dr. Hoenikker 'ne Aufwartung gemacht?«

»Ja«, sagte ich. »Kannten Sie ihn?«

»Bestens«, sagte er. »Wissen Sie, was ich sagte, als er starb?«

»Nein.«

»Ich sagte, ›Dr. Hoenikker – der is nich tot.««

»Ach!«

»Is nur in 'ner andern Dimension. Jaja!«

Er drückte auf einen Knopf, und wir fuhren abwärts.

»Kannten Sie Hoenikkers Kinder?« fragte ich.

»Kinderbrut tut nicht gut«, sagte er. »Jaja!«

29 *Unvergessen*

Eigentlich hatte ich in Ilium nichts mehr zu tun, aber ich wollte auf alle Fälle noch das Grab des alten Herrn fotografieren. Ich ging also wieder zum Hotel zurück. Sandra war verschwunden; ich holte meine Kamera und rief ein Taxi.

Noch immer kam grauer Graupel nieder. Gar nicht schlecht, dachte ich, wird bestimmt ein schönes Foto vom Grabstein des alten Herrn, vielleicht sogar als Schutzumschlag für das Buch *Der Tag, an dem die Welt unterging* geeignet.

Der Friedhofswächter beschrieb mir den Weg zu Dr. Hoenikkers Grab.

»Kann man gar nicht verfehlen«, sagte er. »Ist der größte

Grabstein weit und breit.«

Das war nicht gelogen. Der Grabstein war ein sechs Meter hoher und einen Meter breiter Alabasterphallus. Von Graupel überdeckt.

»Herr im Himmel«, rief ich, stieg aus dem Taxi und zückte meine Kamera, »ein passenderes Denkmal für den Vater der Atombombe kann man sich ja wohl kaum vorstellen.« Ich lachte.

Ich bat den Taxifahrer, sich neben das Monument zu stellen, um auf meinem Foto die Größenverhältnisse zu verdeutlichen. Und dann bat ich ihn, unten ein wenig Graupel wegzuwischen, auf daß der Name des Verschiedenen sichtbar werde.

Er tat es.

Und da stand auf dieser Säule, in fünfzehn Zentimeter hohen Buchstaben, so wahr mir Gott helfe, das Wort:

MUTTER

30 *Du schläfst nur*

»Mutter?« fragte der Fahrer ungläubig.

Ich wischte noch mehr Graupel fort, und da kam dieses Gedicht zum Vorschein:

Mutter, Mutter, bitt' ich fein,
Schütze uns tagaus, tagein.

ANGELA HOENIKKER

Und unter diesem Gedicht stand noch ein zweites:

Bist nicht tot,
Nur schlafend bei den Deinen.

Laßt uns fröhlich sein
Und nicht mehr weinen.

FRANKLIN HOENIKKER

Und darunter war, in die Säule eingelassen, eine Zementplatte mit dem Abdruck einer Kinderhand. Daneben standen die Worte:

Baby Newt.

»Wenn das der Grabstein der Mutter ist«, sagte der Fahrer, »was, zum Teufel, können sie dann noch auf den Vater gepflanzt haben?« Und er äußerte eine obszöne Vermutung.

Wir entdeckten Vaters Grab in unmittelbarer Nähe. Sein Grabstein war – seinem letzten Willen gemäß, wie ich später erfuhr – ein Marmorwürfel von vierzig Zentimetern Kantenlänge.

VATER stand darauf.

31 *Noch ein Breed*

Als wir wieder in Richtung Ausgang fuhren, machte sich der Taxifahrer auf einmal Sorgen über den Zustand des Grabes seiner Mutter. Er wollte es sich gern ansehen und bat mich, einen kleinen Umweg machen zu dürfen.

Ein winziger, armseliger Stein schmückte das Grab seiner Mutter – was ja nicht weiter schlimm ist.

Und dann fragte mich der Fahrer, ob ich wohl bereit wäre, noch einen weiteren kurzen Umweg zu machen, diesmal zu einem Steinmetz, der seine Werkstatt gegenüber vom Friedhof hatte.

Ich war damals noch kein Bokononist, weshalb meine Zu-

stimmung einigermaßen mürrisch ausfiel. Als Bokononist wäre ich freilich jedem frohen Herzens überall hin gefolgt. Denn wie Bokonon uns lehrt: »Eigenartige Reisepläne, die man dir unterbreitet, sind die Tanzstunden Gottes.«

Das Unternehmen des Steinmetzes hieß »Avram Breed und Söhne«. Während der Fahrer mit dem Inhaber sprach, sah ich mir die Steinblöcke an – kahle Steinblöcke, bis jetzt noch dem Gedenken an nichts und niemand geweiht.

Im Verkaufsraum entdeckte ich eine Kuriosität: Über einem steinernen Engel hing ein Mistelzweig. Auf dem Sockel häuften sich Zedernzweige, und um den Marmorhals des Engels hing ein Halsband aus elektrischen Christbaumkerzen.

»Was soll der kosten?« fragte ich den Inhaber.

»Unverkäuflich. Ist über hundert Jahre alt. Hat mein Urgroßvater, Avram Breed, gemacht.«

»So lange gibt es dieses Geschäft schon?«

»Ganz richtig.«

»Und Sie sind auch ein Breed?«

»In vierter Generation in diesem Laden hier.«

»Irgendwie verwandt mit Dr. Asa Breed, dem Direktor des Forschungslaboratoriums?«

»Sein Bruder.« Sein Name sei Marvin Breed.

»Wie klein ist doch die Welt«, stellte ich fest.

»Auf einem Friedhof bestimmt.« Marvin Breed war ein aalglatter und vulgärer, geschäftstüchtiger und sentimentaler Mensch.

32 Dynamitgeld

»Ich komme gerade vom Büro Ihres Bruders. Ich bin Schriftsteller. Ich habe ihn über Dr. Hoenikker interviewt«, erzählte ich Marvin Breed.

»Das war vielleicht ein verdammter Spinner. Ich meine nicht meinen Bruder, sondern Hoenikker.«

»Haben Sie ihm dieses Monument für seine Frau verkauft?«

»Seinen Kindern. Er hatte damit gar nichts zu tun. Er hat sich einen Dreck um das Grab geschert. Sie war schon ein Jahr oder noch länger tot, da kamen die drei Hoenikkerkinder eines Tages hier reinspaziert – das riesige Mädchen, der Junge und der Kleine. Sie wollten einen gewaltigen Grabstein, Geld spielte keine Rolle. Und die beiden älteren hatten Gedichte dabei, die sollten in den Stein gemeißelt werden. Sie hatten sie selber geschrieben. Sie können sich meiner wegen über diesen Grabstein lustig machen, aber für die Kinder war er der schönste Trost. Sie sind x-mal im Jahr gekommen, haben sich den Stein angesehen und ihn mit Blumen geschmückt.«

»Das Ding muß 'ne Stange Geld gekostet haben.«

»Der Nobelpreis macht's möglich. Zwei Sachen wurden damit finanziert, ein Ferienhaus auf Cape Cod und dieser Grabstein.«

»Dynamitgeld«, staunte ich und dachte an die Gewalt des Dynamits und die absolute Ruhe eines Grabsteins und eines Ferienhauses.

»Was?«

»Nobel hat das Dynamit erfunden.«

»Es muß halt solche und solche geben.«

Wäre ich damals schon Bokononist gewesen, hätte ich über die wundersamen Wege nachgedacht, auf denen Dynamitgeld zu eben diesem Steinmetz gelangt war, und »emsig, emsig, emsig« geflüstert.

Emsig, emsig, emsig, flüstern wir Bokononisten immer, wenn wir daran denken, wie kompliziert und unberechenbar das Leben doch letzten Endes ist.

Aber damals war ich noch Christ, und ich sagte nur: »Das Leben ist schon manchmal komisch.«

»Und manchmal auch nicht«, sagte Marvin Breed.

33 *Ein undankbarer Mensch*

Ich fragte Marvin Breed, ob er Emily Hoenikker, Felix' Frau gekannt habe, die Mutter von Angela, Frank und Newt, die Frau unter der monströsen Säule.

»Ob ich sie gekannt habe?« Seine Stimme bekam einen tragischen Ton. »Sie *gekannt* habe, Mister? Natürlich habe ich Emily gekannt! Wir sind zusammen aufs Gymnasium gegangen. Wir waren damals beide Vorsitzende des Klassenfarbenausschusses. Ihr Vater hatte die einzige Musikalienhandlung in Ilium. Emily beherrschte sämtliche Instrumente. Ich war so in sie verknallt, daß ich den Football an den Nagel hängte und es mit der Geige versuchte. Und dann kam mein großer Bruder Asa vom MJT in den Semesterferien heim, und ich Blödmann stellte ihm meine Traumfrau vor.« Marvin Breed schnippte mit den Fingern. »Er hat sie mir einfach so weggeschnappt. Meine Fünfundsiebzigdollargeige hab' ich auf einer Messingkugel am Fußende meines Betts zertrümmert. Dann bin ich in einen Blumenladen gegangen, hab' mir so 'ne Schachtel geholt, in der sie 'n Dutzend Rosen verschicken, hab' das Geigenkleinholz reingepackt und ihr per Boten schicken lassen.«

»War sie hübsch?«

»Hübsch?« wiederholte er. »Mister, wenn es Gott je gefallen sollte, mir einen richtigen Engel zu zeigen, dann wird mir der Kiefer höchstens wegen der Flügel runterfallen. Das schönste Gesicht hab' ich nämlich schon gesehen. In der ganzen Gegend gab es keinen Mann, der nicht offen oder heimlich in sie verliebt war. Sie hätte jeden Mann haben können.« Er spuckte auf den Boden. »Und sie mußte ausgerechnet diesen holländischen Saukerl heiraten! Sie war mit meinem Bruder verlobt, und dann kreuzte dieser windige Hund hier in der Stadt auf.« Marvin Breed schnippte wieder mit den Fingern. »Und er hat sie meinem großen Bruder einfach so weggeschnappt.

Wahrscheinlich ist es Hochverrat und undankbar und primi-

tiv und hinterwäldlerisch und anti-intellektuell, ein totes Genie wie Dr. Hoenikker einen Saukerl zu nennen. Ich weiß schon, wie harmlos und gütig und verträumt er angeblich war, daß er keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, daß ihm nichts an Geld und Macht und schicker Kleidung und Autos und allem lag, daß er anders war als wir anderen, daß er besser war als wir anderen, daß er praktisch so rein und unschuldig war wie Jesus – einmal abgesehen von der Sache mit dem Sohn Gottes ...«

Marvin Breed hielt es nicht für nötig, seinen Satz zu Ende zu sprechen. Ich mußte ihn darum bitten.

»Aber, was?« sagte er. »Aber, was?« Er ging zum Fenster und blickte auf das Friedhofstor. »Aber, was?« murmelte er und sah auf das Tor und den Graupel und die Hoenikkersäule, die man undeutlich sehen konnte.

»Aber verdammt noch mal«, sagte er, »wie rein und unschuldig ist jemand, der dazu beiträgt, ein Ding wie die Atombombe zu bauen? Und wie kann man jemand Guthertzigkeit nachsagen, der sich keinen Pfifferling darum schert, wenn die beste und schönste Frau der Welt, seine eigene Frau, aus Mangel an Liebe und Verständnis zugrunde geht ...?«

Er schauderte. »Manchmal frage ich mich, ob er nicht schon als Leiche zur Welt kam. Ich hab' nie jemand gekannt, dem das Leben gleichgültiger war als ihm. Manchmal denke ich, das ist das Schlimme in der Welt: zu viele Menschen, die etwas zu sagen haben, aber mausetot sind.«

34 Vin-dit

Im Verkaufsraum dieses Steinmetzes hatte ich mein erstes *Vin-dit* – ein bokononistischer Begriff für einen plötzlichen, sehr persönlichen Schubs hin zum Bokononismus, hin zu der Überzeugung, daß der Allmächtige ohnehin alles über mich

wußte und ein paar hübsch ausgeklügelte Pläne für mich in petto hatte.

Mein *Vin-dit* hing mit dem steinernen Engel unter dem Mittelstzweig zusammen. Der Taxifahrer hatte sich in den Kopf gesetzt, diesen Engel um jeden Preis für das Grab seiner Mutter zu erwerben. Er stand mit Tränen in den Augen davor.

Marvin Breed starrte noch immer auf das Friedhofstor, nachdem er gerade seine Meinung über Felix Hoenikker zum besten gegeben hatte. »Dieser holländische Saukerl mag ja ein moderner Heiliger gewesen sein«, ergänzte er seine Charakterisierung Felix Hoenikkers, »aber der Teufel soll mich holen, wenn er nicht zeitlebens das gemacht hat, was er wollte, und der Teufel soll mich holen, wenn er nicht alles erreicht hat, was er wollte.

Musik«, sagte er.

»Wie bitte?« fragte ich.

»Deswegen hat sie ihn geheiratet. Sie sagte, sein Geist sei nach der schönsten Musik gestimmt, die es gibt, der Musik der Sterne.« Er schüttelte den Kopf. »Blödsinn.«

Und dann erinnerte ihn das Friedhofstor an das letzte, was er von Frank Hoenikker, dem Modellbauer, dem Insektenschreck, gesehen hatte.

»Frank«, sagte er.

»Ja?«

»Ich habe diesen bedauernswerten komischen Jungen zum letztenmal gesehen, als er durch dieses Tor da drüben rauskam. Die Beerdigung seines Vaters war noch in vollem Gange. Der alte Herr war noch nicht mal unter der Erde, da kam Frank heraus. Beim erstbesten Auto hob Frank den Daumen. Es war ein neuer Pontiac mit einem Nummernschild aus Florida. Der Wagen hielt an, Frank stieg ein, und seitdem hat man ihn in Ilium nicht mehr gesehen.«

»Er wird angeblich von der Polizei gesucht.«

»Das war ein dummer Zufall, eine Laune, weiter nichts. Frank war kein Krimineller, dazu fehlte ihm einfach das Zeug.

Der war nur für Modellbau zu gebrauchen. Die einzige Arbeit, die er je durchgehalten hat, war die in ›Jack's Hobby Shop‹, wo er Modelle verkaufte, Modelle bastelte und den Leuten Ratschläge für ihre Modelle gab. Nachdem er hier abgehauen und nach Florida gegangen war, fand er einen Job in einem Hobby Shop in Sarasota. War aber das Tarnunternehmen einer Autoknackerbande, die Cadillacs klaute und auf Panzer-Landungsschiffen nach Kuba verfrachtete. So ist Frank da reingeschlittert. Die Bullen haben ihn vermutlich deswegen noch nicht gefunden, weil er tot ist. Er hat einfach zuviel mitgekriegt, während er mit Duco-Leim Gefechtstürmchen auf das Kriegsschiff *Missouri* klebte.«

»Wissen Sie zufällig, wo sich Newt zur Zeit aufhält?«

»Wahrscheinlich bei seiner Schwester in Indianapolis. Ich weiß nur, daß er kürzlich mal was mit einer russischen Zwergin hatte und aus der Uni rausgeflogen ist. Können Sie sich einen Zwerg vorstellen, der versucht, Arzt zu werden? Und zu derselben erbärmlichen Familie gehört auch noch dieses schlaksige Mädchen, das fast zwei Meter groß ist. Und der Mann, der so berühmt für seinen Verstand gewesen ist, hat sie im zweiten Jahr vom College genommen, nur damit sich weiterhin eine Frau um seinen Kram kümmert. Da war auch ihr letztes Vergnügen futsch, im Schulorchester von Ilium die Klarinette zu spielen.

Nachdem sie aus der Schule war, ist kein Mensch mehr mit ihr ausgegangen. Sie hatte keine Freunde, und der alte Herr vergaß einfach, ihr Geld zu geben, damit sie mal ausgehen konnte. Wissen Sie, was sie gemacht hat?«

»Keine Ahnung.«

»Sie hat sich abends dauernd in ihr Zimmer eingeschlossen und Platten aufgelegt und dazu Klarinette gespielt. Das größte Wunder dieses Jahrhunderts ist, wenn man mich fragt, daß diese Frau einen Mann gefunden hat.«

»Was wollen Sie für diesen Engel haben?« fragte der Taxi-

fahrer.

»Unverkäuflich, hab' ich doch schon gesagt.«

»Solche Grabdenkmäler –«, sagte ich, »das ist wahrscheinlich eine Kunst, die endgültig ausgestorben ist.«

»Mein Neffe kann das noch«, sagte Breed. »Asas Junge. Alles sprach dafür, daß er einmal ein großer Forscher werden würde, dann warfen sie die Bombe über Hiroshima ab, er schmiß den Laden hin, betrank sich, kam zu mir und wollte Steinmetz werden.«

»Arbeitet er jetzt bei Ihnen?«

»Er lebt als Bildhauer in Rom.«

»Wenn jemand genug bietet«, sagte der Taxifahrer, »würden Sie's verkaufen, oder?«

»Vielleicht. Aber da müßte schon ordentlich was rausspringen.«

»Wo würden Sie denn da den Namen reinmeißeln?« fragte der Taxifahrer.

»Steht schon ein Name drauf – aufm Sockel.« Aber es lagen so viele Zweige davor, daß wir den Namen nicht lesen konnten.

»Ist es nie abgeholt worden?« wollte ich wissen.

»Es ist nie *bezahlt* worden. Das kam so: Dieser deutsche Einwanderer war mit seiner Frau auf dem Weg nach Westen, als sie hier in Ilium an den Pocken starb. Er gab also diesen Engel in Auftrag und zeigte meinem Urgroßvater auch die Geldscheine, mit denen er bezahlen würde. Aber dann wurde er bis aufs Hemd ausgeraubt.

Alles, was er noch hatte, war ein bißchen Land, das er in Indiana gekauft, aber nie gesehen hatte. Er zog also weiter und versprach, eines Tages wiederzukommen und den Engel zu bezahlen.«

»Aber er kam nie wieder?« fragte ich.

Marvin Breed schüttelte den Kopf und schob mit dem Fuß ein paar Zweige weg, damit wir die erhabenen Buchstaben auf dem Sockel sehen konnten. Ein Nachname stand da geschrie-

ben. »Ein verrückter Name, was?« sagte er. »Wenn dieser Einwanderer Nachfahren hatte, haben die den Namen bestimmt amerikanisiert. Die heißen jetzt wahrscheinlich Jones oder Black oder Thompson.«

»Da täuschen Sie sich«, murmelte ich.

Der Raum schien plötzlich zu schwanken, und die Wände und die Decke und der Fußboden des Raums verwandelten sich in unzählige Tunneleingänge – Tunnel, die in alle Richtungen durch alle Zeiten verliefen. Ich hatte eine bokononistische Vision von der allgegenwärtigen Einheit aller Zeiten und aller umherirrenden Männer, aller umherirrenden Frauen, aller umherirrenden Kinder.

»Da täuschen Sie sich«, sagte ich, nachdem die Vision wieder verschwunden war.

»Kennen Sie Leute, die so heißen?«

»Ja.«

Der Name war auch mein Nachname.

35 Hobby Shop

Auf dem Rückweg zum Hotel entdeckte ich zufällig Jack's Hobby Shop, den Laden, in dem Franklin Hoenikker gearbeitet hatte. Ich bat den Taxifahrer, anzuhalten und auf mich zu warten.

Als ich reinkam, kniete Jack höchstpersönlich inmitten seines Reiches aus klitzekleinen Feuerwehrautos, Eisenbahnen, Flugzeugen, Schiffen, Häusern, Laternenpfählen, Bäumen, Panzern, Raketen, Autos, Gepäckträgern, Schaffnern, Polizisten, Feuerwehrleuten, Muttis, Vatis, Katzen, Hunden, Hühnern, Soldaten, Enten und Kühen. Er war ein leichenblasser Mann, er war ein humorloser und schmutziger Mann, und er hustete sich fast in Stücke.

»Was Franklin Hoenikker für ein Typ war?« wiederholte er meine Frage und hustete und hustete. Er schüttelte den Kopf und deutete mir an, daß er nie jemanden mehr bewundert hatte als Frank. »Diese Frage kann ich nicht mit Worten beantworten. Aber ich kann Ihnen *zeigen*, was Franklin Hoenikker für ein Typ war.« Er hustete. »Sehen Sie sich's an«, sagte er, »und dann urteilen Sie selbst.«

Und er führte mich in den Keller seines Ladens. Da wohnte er. Die Einrichtung bestand aus einem Doppelbett, einem Geschirrschrank und einer Kochplatte.

Jack entschuldigte sich, daß das Bett nicht gemacht war. »Meine Frau hat mich vor einer Woche verlassen.« Er hustete. »Ich bin immer noch dabei, alles wieder ins Lot zu bringen.«

Und dann knipste er einen Schalter an, und der hinterste Teil des Kellers war in blendendes Licht getaucht.

Wir näherten uns diesem Licht, und siehe da, es war die Sonne für eine phantastische kleine Welt auf einer Sperrholzplatte, eine Insel, so rechteckig wie eine Stadt in Kansas. Und jeder ruhelose Geist, jeder der hätte feststellen wollen, wie es jenseits ihrer grünen Grenzen aussah, wäre wahrhaftig von der Kante der Welt gekippt.

Es war alles derart maßstabsgetreu, so täuschend echt, was Material und Farbe anbelangte, daß ich nicht einmal die Augen zusammenkneifen mußte, um dieses Land für real zu halten – die Hügel, die Seen, die Flüsse, die Wälder, die Städte und alles andere, was ehrenwerten Bürgern so sehr ans Herz gewachsen ist.

Und überall zogen sich Eisenbahnschienen wie Spaghettis durch die Landschaft.

»Sehen Sie sich die Haustüren an«, sagte Jack ehrfurchtsvoll.

»Hübsch.«

»Die Griffe sind echt, und die Türklopfer funktionieren tatsächlich.«

»Mein Gott!«

»Sie fragen, was für ein Typ Franklin Hoenikker war? Er hat das gebaut.« Jack bekam einen Hustenanfall.

»Ganz alleine?«

»Ich hab' schon ein wenig geholfen, aber strikt nach seinen Anweisungen. Der Junge war ein Genie.«

»Wer könnte das bestreiten?«

»Sein jüngerer Bruder ist ein Zwerg.«

»Ich weiß.«

»Er ist unten reingekrochen, um einige Lötarbeiten zu machen.«

»Es sieht alles unheimlich echt aus.«

»Gar nicht so einfach, das alles, und braucht auch seine Zeit.«

»Rom wurde nicht an einem Tag erbaut.«

»Dieser Junge hatte so gut wie kein Zuhause.«

»Das hab' ich auch schon gehört.«

»Das hier war sein wirkliches Zuhause. Tausende von Stunden hat er hier unten verbracht. Manchmal hat er sogar die Züge stehenlassen, saß nur da und schaute – wie wir jetzt.«

»Es gibt wirklich viel zu sehen. Fast wie eine Reise nach Europa. Man kann so viel sehen, wenn man nur genau hinschaut.«

»Er hat Sachen gesehen, an denen wir einfach blind vorbeilaufen. Er brachte es zum Beispiel fertig, einen Hügel, den er gerade gebastelt hatte, plötzlich wieder abzureißen, obwohl einem der Hügel täuschend echt vorkam – Ihnen und mir zumindest. Aber er hatte recht. Anstelle des Hügels kam nun ein See hin und über den See eine Brücke, und es sah zehnmal besser aus als vorher.«

»Ein Talent, das nicht jeder hat.«

»Das kann man wohl sagen!« rief er leidenschaftlich, was ihn einen neuerlichen Hustenanfall kostete. Als der Anfall vorüber war, standen seine Augen voll Wasser. »Ich hab' dem Jungen zugeredet, er soll aufs College gehen und sein Ingenieurdiplom

machen und sich bei einer großen Firma anstellen lassen, die seine Ideen voll unterstützt.«

»Mir scheint, Sie haben ihn ganz schön unterstützt.«

»Das hätte ich nur allzu gern getan«, klagte Jack. »Aber mir fehlte es an Kapital. Ich gab ihm Material, wann immer ich konnte, aber das meiste von dem hier hat er sich mit dem Geld gekauft, das er bei mir oben verdiente. Jeden Pfennig hat er dafür ausgegeben und für nichts anderes – er machte sich nichts aus Trinken, machte sich nichts aus Rauchen, machte sich nichts aus Kino, machte sich nichts aus Frauen und war nicht verrückt auf Autos.«

»Unser Land könnte bestimmt ein paar mehr von der Sorte gebrauchen.«

Jack zuckte die Achseln. »Tja ... ich nehme an, er ist diesen Floridagangstern in die Klauen geraten. Hat wahrscheinlich nicht dichtgehalten.«

»So wird's sein.«

Jack brach plötzlich zusammen und heulte. »Ich möcht' mal wissen«, schluchzte er, »ob diesen dreckigen Scheißkerlen klar ist, wen sie da umgebracht haben!«

36 *Miau*

Während meines zweiwöchigen Aufenthalts in Ilium und Umgebung hatte ich über die Weihnachtsfeiertage meine New Yorker Wohnung einem mittellosen Dichter namens Sherman Krebs überlassen. Meine zweite Frau war mit Sack und Pack ausgezogen, weil ihre Lebenseinstellung zu optimistisch war, als daß sie es noch länger mit einem Pessimisten wie mir ausgehalten hätte.

Krebs war ein bärtiger platinblonder Jesus mit treuherzigem Hundeblick. Er zählte nicht zu meinen besten Freunden. Ich

hatte ihn auf einer Cocktailparty kennengelernt, wo er sich mir als »Vorsitzender des Nationalen Komitees der Maler und Dichter für den sofortigen Atomkrieg« vorstellte. Ob ich ein Quartier für ihn hätte, es müßte nicht unbedingt ein Luftschutzkeller sein. Zufällig hatte ich eins.

Als ich nach Hause kam, noch ganz benommen von den rätselhaften geistigen Auswirkungen meiner Begegnung mit dem nicht abgeholten steinernen Engel in Ilium, fand ich meine Wohnung als Trümmerhaufen vor, als trauriger Überrest einer Nihilistenorgie. Krebs war verschwunden. Vorher hatte er allerdings noch für dreihundert Dollar Ferngespräche geführt, mein Sofa an fünf verschiedenen Stellen in Brand gesteckt, meine Katze und meinen Avocadobaum ins Jenseits befördert und die Tür von meiner Hausapotheke abgerissen. Auf den gelben Linoleumboden in der Küche hatte er mit Kot ein Gedicht geschrieben:

Ich habe eine Küche.
Aber vollständig ist die Küche nicht.
Froh und munter bin ich erst,
Wenn ich einen
All-Müll-Schlucker habe.

Und auf die Tapete über meinem Bett hatte jemand mit Lippenstift in einer weiblichen Handschrift geschrieben: »Vertan, vertan, sagte der Hahn.«

Meiner toten Katze hatte man ein Schild umgehängt. »Miau«, hieß es darauf.

Ich habe Krebs seitdem nicht mehr gesehen. Trotz allem glaube ich, daß er meiner *Karass* angehörte. Wenn das stimmt, diente er ihr als *Wrang-Wrang*. Ein *Wrang-Wrang* ist nach Bokonon ein Mensch, der andere davon abbringt, mit einer bestimmten Haltung zu liebäugeln, indem er diese Haltung durch das Beispiel seines eigenen Lebens ad absurdum führt.

Ich war möglicherweise schon nahe daran, die Geschichte mit dem steinernen Engel als sinnlos abzutun und von diesem Einzelfall ausgehend auf die allgemeine Sinnlosigkeit des Daseins zu schließen, aber als ich dann sah, was Krebs ange richtet, vor allem was er meiner lieben Katze angetan hatte, war der Nihilismus für mich gestorben.

Irgend jemand oder irgend etwas wollte nicht, daß ich Nihi list werde. Es war Krebs' Mission, ob er es wußte oder nicht, mir selbst die geringsten Sympathien für diese Philosophie auszutreiben. Gut gemacht, Mr. Krebs, gut gemacht.

37 Ein moderner Generalmajor

Und dann, eines Tages, eines Sonntags, fand ich heraus, wo der Justizflüchtling, der große Modellbauer, der Tod und Teufel aller Insekten in Einmachgläsern war – wo Franklin Hoenikker sich aufhielt. Er lebte!

Diese Nachricht entnahm ich einer Sonderbeilage der New Yorker *Sunday Times*. Die Beilage war eine bezahlte Werbe broschüre für eine Bananenrepublik. Auf der Titelseite war das Profil eines Mädchens abgebildet, dessen Schönheit mir buch stäblich den Atem verschlug.

Hinter der Schönen mähten Bulldozer Palmen um und schaff ten so Platz für eine breite Straße, an deren Ende die Stahlske lette dreier Neubauten standen.

»Die Republik San Lorenzo auf dem Weg in die Zukunft!« stand auf der Titelseite. »Eine gesunde, glückliche, fortschritt liche, freiheitsliebende, wunderschöne Nation – ein Paradies für amerikanische Investoren und Touristen!«

Der Inhalt der Beilage interessierte mich vorläufig weniger. Das Mädchen auf der Titelseite war erst einmal genug für mich – mehr als genug –, hatte ich mich doch auf den ersten Blick in

sie verliebt. Sie war sehr jung, auch sehr würdevoll, und strahlte Güte und Weisheit aus.

Sie war ein schokoladenbrauner Mischling. Ihr Haar war wie goldener Flachs.

Sie hieß Mona Aamons Monzano, wie die Titelseite verriet. Sie war die Adoptivtochter des Diktators der Insel.

Ich durchblätterte die Beilage in der Hoffnung, noch mehr Bilder von dieser majestätischen Madonna zu finden.

Statt dessen fand ich ein Porträt des Inseldiktators, eines Gorillas Ende Siebzig mit dem Namen Miguel »Papa« Monzano. Neben »Papas« Porträt war das Foto eines schmalschultrigen, spitzgesichtigen, unreifen jungen Mannes. Er trug ein schneeweißes Militärhemd, an dem so eine Art Brillantenrosette hing. Unter seinen engzusammenstehenden Augen hatte er tiefe Ringe. Offenbar hatte er zeitlebens die Friseure angewiesen, ihm den Hinterkopf und die Seiten kahlzurasieren, sein Deckhaar jedoch nicht anzurühren. So war seine Frisur eine drahtige Säule im Pompadourstil, ein gewellter Würfel aus Haaren, der in unglaubliche Höhen auftrug.

Dieses unattraktive Kind wurde als Generalmajor Franklin Hoenikker vorgestellt, *Minister für Wissenschaft und Fortschritt der Republik San Lorenzo*.

Er war sechsundzwanzig Jahre alt.

38 Weltmetropole der Pfeilhechte

San Lorenzo war fünfzig Meilen lang und zwanzig Meilen breit, entnahm ich der Beilage der New Yorker *Sunday Times*, und zählte vierhundertfünfzigtausend Seelen, »... alle den Idealen der Freien Welt leidenschaftlich ergeben«.

Die höchste Erhebung, der Mount McCabe, lag dreitausend-dreihundertdreißig Meter über dem Meeresspiegel. Die

Hauptstadt war Bolivar, »... eine bemerkenswert moderne Stadt, deren Hafen die gesamte US-Marine zu fassen imstande ist«. Exportartikel waren hauptsächlich Zucker, Kaffee, Bananen, Indigo und handgearbeitete Artikel.

»Und Sportangler sind sich einig, daß San Lorenzo die unbestrittene Weltmetropole der Pfeilhechte ist.«

Mir war es ein Rätsel, wie Franklin Hoenikker, der nicht einmal das Gymnasium zu Ende gebracht hatte, zu einem derart phantastischen Job kommen konnte. Eine Teilantwort fand ich in einem Aufsatz über San Lorenzo von »Papa« Monzano.

Frank war, so schrieb »Papa«, der Architekt des »San-Lorenzo-Gesamtplans«, der neue Straßen, die Stromversorgung ländlicher Gebiete, Kanalisationsnetze, Hotels, Krankenhäuser, Polikliniken, Eisenbahnen – und die Fabrikanlagen umfaßte. Und obwohl der Aufsatz kurz und knapp formuliert war, nannte »Papa« Frank fünfmal »... Dr. Felix Hoenikkers eigen Fleisch und Blut«.

Das stank förmlich nach Kannibalismus.

»Papa« glaubte wohl, Frank sei ein Brocken vom magischen Fleisch des alten Herrn.

39 Fata Morgana

Ein wenig Licht ins Dunkel brachte auch ein anderer Aufsatz, der – in blumenreichem Stil – in der Beilage abgedruckt war und den Titel trug: »Wie ein Amerikaner in San Lorenzo sein Glück fand«. Der Aufsatz war unterzeichnet von Generalmajor Franklin Hoenikker, aber mit Sicherheit stammte so gut wie keine Zeile von ihm selbst.

Frank beschrieb, wie er mutterseelenallein auf einer mit Wasser fast vollgelaufenen Luxusjacht in der Karibischen See trieb. Er verriet allerdings nicht, was er auf dieser Jacht zu

suchen hatte und warum er allein war, deutete jedoch an, daß die Reise in Kuba begonnen hatte.

»Das Luxusschiff ging unter und mit ihm mein sinnloses Leben«, hieß es in dem Aufsatz. »Alles, was ich in vier Tagen gegessen hatte, waren zwei Kekse und eine Möwe. Die Rückenflossen gieriger Haie zerteilten die warmen Fluten um mich herum, und die Pfeilhechte mit ihren nadelspitzen Zähnen brachten die See zum Kochen.

Ich hob die Augen zu meinem Schöpfer, bereit, Seinem Willen zu gehorchen. Und mein Blick landete auf einem erhabenen Bergesgipfel über den Wolken. War's eine Fata Morgana, der grausame Trug einer Luftspiegelung?«

Hier unterbrach ich meine Lektüre und schlug nach, was eine Fata Morgana ist. Ich erfuhr, daß es sich tatsächlich um eine Luftspiegelung handelte, so benannt nach Morgan le Fay, einer Fee, die auf dem Grund eines Sees lebte und vornehmlich in der Straße von Messina zwischen Kalabrien und Sizilien auftauchte. Eine Fata Morgana war also, kurz gesagt, poetischer Blödsinn.

Was Frank von seiner sinkenden Luxusjacht aus sah, war keine grausame Fata Morgana, sondern der Gipfel des Mount McCabe. Sanfte Wellen spülten sein Luxusschiff an die felsige Küste von San Lorenzo, und es schien fast, als habe Gott es so gewollt.

Frank ging trockenen Fußes an Land und fragte, wo er war. Es stand nicht in dem Aufsatz, aber dieser Saukerl hatte ein Stück *Eis 9* bei sich – in einer Thermosflasche.

Da Frank keinen Paß bei sich hatte, wanderte er ins Stadtgefängnis von Bolivar. Dort besuchte ihn »Papa« Monzano, der wissen wollte, ob er vielleicht mit dem unsterblichen Dr. Felix Hoenikker blutsverwandt sei.

»Ich gab zu, daß dem so sei«, endete der Aufsatz. »Und von Stund' an haben sich mir die Pforten des Glücks in San Lorenzo weit geöffnet.«

40 *Das Haus zur guten Hoffnung*

Wie es sich nun mal traf – »wie es sich nun mal treffen *muß*«, würde Bokonon sagen –, hatte eine Zeitschrift mich beauftragt, eine Reportage über San Lorenzo zu schreiben. Aber nicht über »Papa« Monzano oder Frank, sondern über Julian Castle, einen amerikanischen Zuckermillionär, der im Alter von vierzig Jahren dem Beispiel Doktor Albert Schweitzers gefolgt war und im Dschungel ein Hospital gegründet hatte, um sein Leben fortan den bedauernswerten Angehörigen einer fremden Rasse zu widmen.

Castles Hospital hieß »Das Haus zur guten Hoffnung im Dschungel«. Der Dschungel befand sich in San Lorenzo, zwischen den wilden Kaffeebäumen am Nordhang des Mount McCabe.

Als ich nach San Lorenzo flog, war Julian Castle sechzig Jahre alt.

Zwanzig Jahre hatte er bereits in mustergültiger Selbstlosigkeit verbracht.

In seinen egoistischeren Tagen war er den Lesern der Sensationsblätter genauso ein Begriff gewesen wie Tommy Manville, Adolf Hitler, Benito Mussolini und Barbara Hutton. Geilheit, Saufereien, Verkehrsdelikte und Scheckbetrug hatten seinen Ruhm ausgemacht. Er hatte ein seltenes Talent besessen, Millionen zu verpulvern, ohne der Menschheit etwas anderes als Verdruß zu bereiten.

Er war fünfmal verheiratet gewesen und hatte einen Sohn gezeugt.

Dieser Sohn, Philip Castle, war Manager und Besitzer des Hotels, das ich gebucht hatte. Das Hotel hieß »Casa Mona«, benannt nach Mona Aamons Monzano, der blonden Negresse auf der Titelseite der Beilage in der New Yorker *Sunday Times*. Das Casa Mona war brandneu; es war eins der drei Neubauten im Hintergrund des Beilagentitelbilds.

Ich hatte zwar nicht den Eindruck, daß gottgewollte Wellen mich nach San Lorenzo trugen, aber mir war, als sei statt dessen Liebe am Werk. Die Vorstellung, von Mona Aamons Monzano geliebt zu werden – diese Fata Morgana, diese Luftspiegelung –, war zu einer gewaltigen Triebfeder meines sinnlosen Lebens geworden. Ich war überzeugt, daß sie mich viel, viel glücklicher machen könnte, als es bislang je einer Frau gelungen war.

41 *Eine Karass zu zweit*

Die Sitze in dem Flugzeug von Miami nach San Lorenzo bestanden aus Dreierreihen. Wie es sich nun mal traf – »wie es sich nun mal treffen *mußte*« –, saß ich neben Horlick Minton, dem neuen amerikanischen Botschafter von San Lorenzo, und seiner Frau Claire. Sie waren weißhaarig, freundlich und gebrechlich.

Minton erzählte mir, er sei Berufsdiplomat und nun erstmals zum Botschafter ernannt worden. Er und seine Frau hätten schon in Bolivien und Chile, in Japan, Frankreich, Jugoslawien, Ägypten, Südafrika, Liberia und Pakistan gearbeitet.

Sie waren die reinsten Turteltauben. Sie überraschten einander ununterbrochen mit kleinen Aufmerksamkeiten: schöne Landschaften, erheiternde und lehrreiche Passagen in ihrer Lektüre, zufällige Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Meiner Meinung nach waren die beiden ein Musterbeispiel für das, was Bokonon *Duprass* nennt, das heißt, eine *Karass*, der lediglich zwei Menschen angehören.

»In eine echte *Duprass*«, lehrt uns Bokonon, »kann niemand eindringen, nicht einmal Kinder, die aus einer solchen Beziehung hervorgegangen sind.« Daher zähle ich die Mintons nicht zu meiner *Karass*, nicht zu Franks *Karass*, nicht zu Newts

Karass, nicht zu Asa Breeds *Karass*, nicht zu Angelas *Karass*, nicht zu Lyman Enders Knowles' *Karass*, nicht zu Sherman Krebs' *Karass*. Die *Karass* der Mintons war winzig klein, eben eine *Zweier-karass*.

»Na, da können Sie sich ja freuen«, sagte ich Minton.

»Worüber sollte ich mich freuen?«

»Daß Sie Botschafter geworden sind.«

Aus dem bedauernden Blick, den Minton und seine Frau wechselten, schloß ich, daß ich voll ins Fettnäpfchen getreten war. Aber sie trugen es mit Fassung. »Ja«, sagte Minton, »ich freue mich sehr.« Ein schwaches Lächeln. »Wirklich eine große Ehre.«

Und so ging das die ganze Zeit. Ich konnte reden, worüber ich wollte, die Mintons ließen sich nicht zum Plaudern bewegen.

Ein Beispiel: »Sie beherrschen vermutlich eine ganze Menge Sprachen«, sagte ich.

»Oh, sechs oder sieben – unter uns«, sagte Minton.

»Das muß sehr befriedigend sein.«

»Wie? Was?«

»Wenn man sich mit Menschen so vieler verschiedener Nationalitäten unterhalten kann.«

»Sehr befriedigend«, sagte Minton emotionslos.

»Sehr befriedigend«, sagte seine Frau.

Und schon wandten sie sich wieder dem dicken Typoskript zu, das sie auf der Armlehne zwischen sich aufgeschlagen hatten.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich nach einer Weile, »Sie haben doch große Reiseerfahrung. Finden Sie, daß die Menschen im Grunde überall mehr oder weniger gleich sind?«

»Hm?« fragte Minton.

»Finden Sie die Menschen im Grunde überall mehr oder weniger gleich, egal, wohin Sie gehen?«

Er sah zu seiner Frau hinüber, um sich zu vergewissern, daß

sie die Frage auch gehört hatte, und wandte sich dann wieder mir zu: »Mehr oder weniger gleich, egal, wohin man geht.«

Ich schluckte.

Bokonon lehrt, daß die Angehörigen einer *Duprass* immer beide innerhalb einer Woche sterben. Als aber die Zeit für die Mintons gekommen war, taten sie es in derselben Sekunde.

42 Fahrräder für Afghanistan

Ich hatte Lust auf einen Drink und ging in die kleine Bar hinten im Flugzeug. Dort lernte ich erneut Landsleute kennen, H. Lowe Crosby aus Evanston, Illinois, und seine Frau Hazel.

Sie waren dick und um die Fünzig und näselten beide. Crosby erzählte mir, er besitze eine Fahrradfabrik in Chicago, habe aber von seinen Angestellten nichts als Undank geerntet. Er wollte seinen Betrieb jetzt ins dankbare San Lorenzo verlegen.

»Kennen Sie San Lorenzo gut?« fragte ich.

»Ich war noch nie dort, habe aber nur Gutes darüber gehört«, sagte H. Lowe Crosby. »Da herrscht noch Disziplin. Da kann man noch was auf die Beine stellen. Da redet die Regierung nicht jedem ein, er müsse ein wichtiger Pinkel sein, von dem die halbe Welt spricht.«

»Sir?«

»Himmelherrgott, in Chicago werden keine Räder mehr hergestellt, da quatscht alles nur noch von zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Eierköpfe sitzen rum und suchen krampfhaft nach neuen Wegen, um alle glücklich zu machen. Man kann keinen mehr rausschmeißen, auch wenn er den größten Scheiß baut, und wenn jemand mal aus Versehen ein Fahrrad herstellt, kommt die Gewerkschaft und sagt, das sei unmenschliche Ausbeutung, und die Regierung konfisziert das Fahrrad wegen Steuerschulden und schenkt es einem Blinden in Afghanistan.«

»Und Sie glauben, in San Lorenzo ist alles besser?«

»Da können Sie Gift drauf nehmen. Die Leute da unten sind noch so arm, ungebildet und eingeschüchtert, daß sie ihren gesunden Menschenverstand noch einigermaßen beisammen haben!«

Crosby fragte mich, wie ich hieß und was ich machte. Ich sagte es ihm. Aus meinem Namen schloß seine Frau Hazel, daß ich aus Indiana stammte. Sie war auch aus Indiana.

»Mein Gott«, sagte sie, »dann sind Sie ja ein *Hoosier* – Sie kennen doch diesen Spitznamen der Einwohner Indianas?«

Ich nickte.

»Ich bin auch ein Hoosier«, krächte sie. »Niemand muß sich schämen, ein Hoosier zu sein.«

»Das tue ich auch nicht«, sagte ich. »Ich kenne niemand, der das tut.«

»Hoosier sind in Ordnung. Stellen Sie sich vor, wir sind zweimal um die Welt gereist, und wo wir auch hinkamen, hatten Hoosier das Sagen.«

»Das ist beruhigend.«

»Kennen Sie den Direktor von diesem neuen Hotel in Istanbul?«

»Nein.«

»Er ist ein Hoosier. Und der Militärdingsbums in Tokio ...«

»Attaché«, sagte ihr Mann.

»Ist ein Hoosier«, sagte Hazel. »Und der neue Botschafter in Jugoslawien ...«

»Ein Hoosier?« fragte ich.

»Nicht nur er, auch der Herausgeber von *Life in Hollywood*. Und dann dieser Mann in Chile ...«

»Auch ein Hoosier?«

»Sie können hinkommen, wohin Sie wollen, die größten Tiere sind immer Hoosier.«

»Der Autor von *Ben Hur* war ein Hoosier.«

»Und James Whitcomb Riley*.«

»Kommen Sie auch aus Indiana?« fragte ich ihren Mann.

»Nein, ich bin ein Präriehengst. ›Lincolns Land‹, wie man so sagt.«

»Bis zu einem gewissen Grad«, triumphierte Hazel, »war Lincoln auch ein Hoosier. Er ist in Indiana aufgewachsen.«

»Gewiß«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, woran es liegt«, sagte Hazel, »aber irgendwas steckt in den Hoosiern drin. Man müßte mal eine Liste aufstellen, das Ergebnis wäre sicher verblüffend.«

»Ganz bestimmt«, sagte ich.

Sie packte mich jetzt am Arm. »Wir Hoosier müssen zusammenhalten.«

»Richtig.«

»Nennen Sie mich ›Mutti‹.«

»Bitte?«

»Immer wenn ich einem jungen Hoosier begegne, sage ich, ›nennen Sie mich Mutti‹.« Ich schluckte. »Sagen Sie's doch mal«, drängte sie.

»Mutti?«

Sie lächelte und ließ meinen Arm los. Als ich sie »Mutti« nannte, war in ihr eine Art Uhrwerk abgelaufen, das sie nun für die Begegnung mit dem nächsten Hoosier wieder aufzog.

Hazels Hoosiertick war ein Paradebeispiel für eine falsche *Karass*, eine scheinbar zusammengehörende Gruppe, die aber für Gottes weise Ratschlüsse ohne jede Bedeutung ist – ein Paradebeispiel für das, was Bokonon einen *Granfallon* nennt. Andere Beispiele für *Granfallons* sind die Kommunistische Partei, die Töchter der Amerikanischen Revolution, die General Electric Company, das Internationale Rote Kreuz – und alle Nationen, die es je gegeben hat und je geben wird.

Wie Bokonon uns auffordert, mit ihm anzustimmen:

* Amerikanischer Dichter, 1849-1916 (A. d. Ü.).

Willst du wissen, was das ist, ein *Granfallon*,
Dann entfernen den Gummi von einem Luftballon.

43 *Das Vorführmodell*

H. Lowe Crosby war der Meinung, daß Diktaturen oft ein wahrer Segen seien. Er war kein schrecklicher Mensch und auch kein Dummkopf. Seine Ansichten waren zwar einigermaßen verschroben, aber vieles, was er über die Disziplinlosigkeit der Menschen äußerte, war nicht nur komisch, sondern auch wahr.

Sein Verstand und sein Sinn für Humor verließen ihn allerdings, sobald die Frage auftauchte, wie die Menschen am sinnvollsten ihr Leben gestalten sollten.

Er war der felsenfesten Überzeugung, sie seien dazu bestimmt, für ihn Fahrräder herzustellen.

»Hoffentlich entspricht San Lorenzo auch nur annähernd Ihren Erwartungen«, sagte ich.

»Ein Gespräch mit einem einzigen Menschen wird das klären«, sagte er. »Wenn ich das Ehrenwort von ›Papa‹ Monzano habe, ist die Sache geritzt. – So ist es, so wird es sein.«

»Ich bin ja so froh«, sagte Hazel, »daß die alle Englisch sprechen und alle Christen sind. Das macht vieles einfacher.«

»Wissen Sie, wie man da unten mit der Kriminalität fertig wird?« fragte mich Crosby.

»Nein.«

»Es gibt da unten einfach keine Kriminalität. ›Papa‹ Monzano hat sie so verdammt unattraktiv gemacht, daß niemand auch nur daran denkt, ohne daß ihm schlecht wird. Ich habe gehört, daß man dort eine Brieftasche mitten aufs Trottoir legen kann, und eine Woche später liegt sie immer noch unangetastet da.«

Ich schluckte.

»Wissen Sie, was auf Diebstahl steht?«

»Nein.«

»Der Haken«, sagte er. »Keine Geldstrafe, keine dreißig Tage Knast, keine Bewährungsfrist, nein, der Haken. Für alle der Haken – für Diebstahl, Mord, Vergewaltigung, Brandstiftung, Landesverrat oder Voyeurismus. Übertreten Sie ein Gesetz – scheißegal welches –, und schon gibt's den Haken. Das kapiert jeder, und in San Lorenzo herrschen Gesetz und Ordnung wie nirgendwo sonst auf der Welt.«

»Was ist der Haken?«

»Sie errichten einen Galgen, ja? Zwei Pfosten und einen Querbalken. Und an diesem Querbalken befestigen sie so etwas wie einen überdimensionalen Fleischerhaken. Und wenn jemand so dumm war, ein Gesetz zu übertreten, wird er geschnappt und bäuchlings aufgespießt – da geht der Haken rein, und da geht er raus. Und schon baumelt er, dieser Gesetzesbrecher, dieser Dummkopf.«

»Mein Gott!«

»Ich sage ja nicht, daß das gut ist«, sagte Crosby, »aber ich sage auch nicht, daß es schlecht ist. Manchmal frage ich mich, ob so etwas nicht das Problem der Jugendkriminalität lösen würde. Vielleicht ist der Haken ein etwas zu radikales Mittel für eine Demokratie. Öffentliche Hinrichtungen sind da schon eher geeignet. Man muß nur mal so ein paar jugendliche Autoknacker an den Laternenpfosten vor ihren Häusern aufknüpfen, mit einem Schild um den Hals, auf dem steht: ›Mama, hier ist dein Junge‹. Das ein paarmal, und Zündschlösser wären auf einmal genauso uninteressant wie Notsitze und Trittbretter.«

»Wir haben dieses Ding im Keller des Wachsfigurenkabinetts in London gesehen«, sagte Hazel.

»Welches Ding?« fragte ich.

»Den Haken. Unten im Keller, in der Gruselkammer. Da hing eine Wachsfigur am Haken, die hat so echt ausgesehen, daß ich

mich fast übergeben hätte.«

»Harry Truman sah kein bißchen wie Harry Truman aus«, sagte Crosby.

»Bitte?«

»Im Wachsfigurenkabinett, Truman sah sich nicht ähnlich.«

»Aber die meisten anderen schon«, sagte Hazel.

»Hing denn jemand bestimmter am Haken?« fragte ich sie.

»Glaube ich nicht. Irgend jemand halt.«

»Nur ein Vorführmodell?« fragte ich.

»Genau. Vor dem Ganzen hing ein schwarzer Samtvorhang, den man zur Seiten ziehen mußte, wenn man es sehen wollte. Und an dem Vorhang hing ein Schild, auf dem stand, daß Kinder nicht hinsehen sollten.«

»Aber die Kinder haben's trotzdem getan«, sagte Crosby.

»Alle Kinder, die unten waren, haben sich's angesehen.«

»So ein Schild wirkt wie ein Magnet auf Kinder«, sagte Hazel.

»Wie haben die Kinder reagiert, als sie den Mann am Haken sahen?« fragte ich.

»Oh«, sagte Hazel, »wie die Erwachsenen auch. Sie sahen ihn sich an, sagten nichts und gingen dann zum nächsten Abteil weiter.«

»Und was gab es im nächsten Abteil zu sehen?«

»Einen eisernen Stuhl, auf dem ein Mann bei lebendigem Leib gebraten worden war«, sagte Crosby. »Weil er seinen Sohn umgebracht hatte.«

»Nur, nachdem sie ihn gebraten hatten«, erinnerte sich Hazel ungerührt, »haben sie herausgefunden, daß er gar nicht der Mörder seines Sohnes gewesen war.«

44 *Kommunistenfreunde*

Als ich mich wieder neben die *Duprass* Claire und Horlick Minton setzte, wußte ich über die beiden schon etwas mehr. Die Crosbys hatte getratscht.

Sie kannten Minton nicht persönlich, aber sie kannten seinen Ruf. Sie waren über seine Ernennung zum Botschafter empört. Sie erzählten mir, daß Minton einmal vom Außenministerium rausgeschmissen worden war, weil er sich dem Kommunismus gegenüber zu lasch verhalten hatte, und daß ihn getarnte Kommunisten oder Schlimmeres wieder eingesetzt hatten.

»Sehr nette kleine Bar dahinten«, sagte ich zu Minton, als ich mich wieder hinsetzte.

»Hm?« Er und seine Frau lasen immer noch in dem Manuskript, das zwischen ihnen lag.

»Nette Bar dahinten.«

»Wie schön. Freut mich.«

Sie lasen weiter, offenbar wollten sie sich nicht mit mir unterhalten. Aber plötzlich wandte Minton sich mir zu und fragte mit einem bittersüßen Lächeln: »Wer war denn der übrigens?«

»Wer war wer?«

»Der Mann, mit dem Sie in der Bar gesprochen haben. Wir hatten da was getrunken, und als wir wieder rausgingen, hörten wir, wie Sie mit einem Mann sprachen. Der Mann sprach sehr laut. Er sagte, ich sei ein Kommunistenfreund.«

»H. Lowe Crosby, ein Fahrradfabrikant aus Chicago«, sagte ich und merkte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg.

»Ich wurde wegen meines Pessimismus rausgeschmissen. Mit Kommunismus hatte das nichts tun.«

»Es war meine Schuld, daß sie ihn rausgeschmissen haben«, sagte seine Frau. »Alles, was sie in der Hand hatten, war ein Leserbrief, den ich aus Pakistan an die *New Yorker Times* geschickt hatte.«

»Und was stand da drin?«

»Eine ganze Menge«, sagte sie. »Ich konnte es einfach nicht mehr ertragen, daß Amerikaner sich nicht vorstellen können, was es heißt, anders als sie zu sein, anders als sie und darauf auch noch stolz zu sein.«

»Ich verstehe.«

»Aber auf einen Satz sind sie während der Anhörung immer und immer wieder zurückgekommen«, seufzte Minton. »»Amerikaner««, sagte er, wobei er den Leserbrief seiner Frau an die *Times* zitierte, »»Amerikaner suchen Liebe immer in Formen, die es nicht gibt, und an Orten, wo sie nicht sein kann. Das muß etwas mit der verschwundenen Grenze zum Wilden Westen zu tun haben.««

45 Warum Amerikaner verhaßt sind

Claire Mintons Leserbrief an die *Times* wurde während der schlimmsten Zeit der McCarthy-Ära veröffentlicht, und zwölf Stunden später war ihr Mann seinen Job los.

»Was war denn so schlimm an diesem Brief?« fragte ich.

»Die höchste Form von Landesverrat ist«, sagte Minton, »zu behaupten, daß die Amerikaner durchaus nicht überall und mit allem, was sie tun, auf uneingeschränkte Sympathie stoßen. Claire äußerte die Ansicht, daß die amerikanische Außenpolitik besser den Haß da erkennen sollte, wo sie sich Beliebtheit nur einbildet.«

»Ich nehme an, die Amerikaner *sind* vielerorts verhaßt.«

»*Leute* sind vielerorts verhaßt. Claire versuchte in ihrem Brief klarzumachen, daß Amerikaner mit ihrem Verhaßtsein ganz einfach die normale Strafe dafür zahlen, daß sie Leute sind, und daß es unsinnig sei, zu glauben, Amerikaner müßten von dieser Strafe eigentlich ausgenommen werden. Aber bei der Anhörung ging man über dieses Argument einfach hinweg.

Für sie zählte nur, daß Claire und ich glaubten, Amerikaner seien unbeliebt.«

»Na, es freut mich, daß die ganze Geschichte nun doch noch ein glückliches Ende gefunden hat.«

»Hm?« sagte Minton.

»Schließlich hat sich ja doch noch alles zum Guten gewendet«, sagte ich, »Sie sind auf dem Weg zu einer eigenen Botschaft.«

Die Mintons wechselten wieder einen ihrer mitleidigen *Du-prass*-Blicke. Dann sagte Minton: »Ja. Der Topf voll Gold am Ende des Regenbogens gehört uns.«

46 *Wie Bokononisten mit Kaisern umgehen*

Ich sprach mit den Mintons über Franklin Hoenikkers rechtlichen Status. Frank war zwar ein hohes Tier in »Papa« Monzanos Regierung, aber er hatte sich ja immerhin auch der US-Gerichtsbarkeit entzogen.

»Das ist alles vergessen«, sagte Minton. »Er ist nicht mehr Bürger der Vereinigten Staaten. Und da, wo er jetzt ist, scheint er ja was Ordentliches zu leisten.«

»Er hat seine Staatsbürgerschaft aufgegeben?«

»Jeder, der einem fremden Staat den Treueid schwört oder in dessen Armee dient oder einen Posten in dessen Regierung übernimmt, verliert seine Staatsbürgerschaft. Schauen Sie in Ihren Paß. Man kann nicht ein internationaler Revolverblatt-held sein, wie Frank das war, und gleichzeitig Uncle Sam als Glücke beanspruchen.«

»Ist er in San Lorenzo beliebt?«

Minton wog das Manuskript in Händen, das er und seine Frau die ganze Zeit gelesen hatten. »Das weiß ich noch nicht. Dieses Buch meint nein.«

»Was ist das für ein Buch?«

»Das einzige wissenschaftliche Buch, das je über San Lorenzo geschrieben wurde.«

»*Mehr oder weniger* wissenschaftlich«, sagte Claire.

»Mehr oder weniger wissenschaftlich«, betete Minton nach. »Es ist noch nicht veröffentlicht. Es existiert nur in fünf Exemplaren.« Er gab mir das Manuskript und sagte, ich könne darin lesen, so lange ich wollte.

Ich klappte das Buch auf und las den Titel: *San Lorenzo – Land, Leute, Geschichte*. Der Autor war Philip Castle, der Hotelbesitzer und Sohn von Julian Castle, dem Wunder an Selbstlosigkeit und eigentlichen Zweck meiner Reise.

Dann schlug ich das Buch irgendwo auf und landete zufällig im Kapitel über den geächteten Heiligen der Insel, über Bokonon.

Auf der Seite, die ich aufgeschlagen hatte, stand ein Zitat aus den *Schriften des Bokonon*. Die Worte sprangen vom Papier in meinen Kopf und wurden dort freudig begrüßt.

Das Zitat paraphrasierte jene Mahnung aus dem Mund von Jesus: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.«

Bokonons Paraphrase lautete so:

»Kümmere dich nicht um den Kaiser. Der Kaiser hat nicht die geringste Ahnung, was *wirklich* Sache ist.«

47 Dynamische Spannung

Philip Castles Buch fesselte mich derart, daß ich während einer zehnminütigen Zwischenlandung in San Juan, Puerto Rico, nicht einmal aufsah. Ich las sogar unbeirrt weiter, als hinter mir jemand erregt flüsterte, ein Zwerg sei an Bord gekommen.

Etwas später schaute ich mich nach dem Zwerg um, konnte ihn aber nirgends entdecken. Dagegen fiel mir in der Reihe vor

Hazel und H. Lowe Crosby eine Frau mit Pferdegesicht und platinblonden Haaren auf, die neu zugestiegen war. Der Platz neben ihr schien frei zu sein, dort hätte aber ebensogut ein Zwerg sitzen können, ohne daß ich auch nur seinen Kopf gesehen hätte.

Aber in dem Moment nahm San Lorenzo mit Land, Leuten und Geschichte mich so in Anspruch, daß ich nicht länger nach dem Zwerg Ausschau hielt. Schließlich sind Zwerge ja auch eher eine Unterhaltung, wenn man albern ist oder sich langweilt, und ich war jetzt ganz ernsthaft und fasziniert in Bokonons Theorie der sogenannten Dynamischen Spannung vertieft, seine Auffassung vom unschätzbaren Wert des Gleichgewichts zwischen Gut und Böse.

Als ich in Philip Castles Buch zum erstenmal den Begriff »Dynamische Spannung« las, mußte ich lachen und kam mir dabei sehr überlegen vor. Castle zufolge war es einer von Bokonons Lieblingsbegriffen, und ich glaubte, etwas zu wissen, was Bokonon nicht wußte: daß nämlich der Fernkurs-Bodybuilder Charles Atlas diesen Ausdruck unters Volk gebracht hatte.

Ein paar Zeilen weiter mußte ich jedoch feststellen, daß Bokonon genau wußte, wer Charles Atlas war. Genaugenommen war Bokonon ein ehemaliger Schüler seines Bodybuilding-Instituts.

Charles Atlas war davon überzeugt, daß man Muskeln ohne Hanteln und Expander entwickeln könne, indem man einfach ein Muskelpaket gegen das andere ausspielte.

Bokonon war davon überzeugt, daß man eine gesunde Gesellschaft nur entwickeln könne, indem man Gut und Böse ausspielte und zwischen den beiden Extremen eine dauernde Hochspannung produzierte.

In Castles Buch las ich auch zum erstenmal ein bokononistisches Gedicht, einen »Calypso«. Der ging so:

»Papa« Monzano ist wirklich ein Schwein,
Doch wie traurig würde ich ohne ihn sein;
Denn wäre der »Papa« weniger übel,
Sagt es offen heraus,
Sähe der sündige Bokonon
Dann noch immer so glänzend aus?

48 Wie auch schon St. Augustin

Bokonon war ein Neger, las ich in Castles Buch, und wurde 1891 als Mitglied einer Episkopalkirche und britischer Staatsbürger auf der westindischen Insel Tobago geboren.

Er wurde auf den Namen Lionel Boyd Johnson getauft.

Er war das jüngste von sechs Kindern wohlhabender Eltern. Die Familie verdankte ihren Reichtum Bokonons Großvater, der eine vergrabene Schatztruhe mit einer Viertelmillion Dollar entdeckt hatte. Vermutlich war es der Schatz des Piraten Blackbeard, mit bürgerlichem Namen Edward Teach.

Bokonons Familie legte Blackbeards Schatz günstig in Asphalt, Kopra, Kakao, Viehbeständen und Geflügel an.

Lionel Boyd Johnson wurde auf episkopalische Schulen geschickt, wo er durch gute Leistungen und sein ungewöhnliches Interesse am Ritus auffiel. Trotz seines Interesses am äußeren Drum und Dran der institutionalisierten Religion schien er sich in seiner Jugend so manche Ausschweifung geleistet zu haben, denn in seinem »14. Calypso« fordert er uns auf, mit ihm anzustimmen:

Als ich noch ein Jüngling war,
War ich fröhlich und verrucht,
Soff und gab mich Weibern hin,
Wie auch schon St. Augustin.

St. Augustin thront oben nun,
Heilig in des Himmels Mitte,
Und wenn auch ich mal heilig werd,
Fall nicht in Ohnmacht, Mutter, bitte!

49 Von stürmischer See gebeutelt

Lionel Boyd Johnson hatte so große intellektuelle Ambitionen, daß er 1911 allein in der Schaluppe *Lady's Slipper* von Tobago nach London segelte.

Er wollte dort studieren und schrieb sich an der Hochschule für Wirtschaftswissenschaften und Politologie ein.

Sein Studium wurde durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen. Er meldete sich freiwillig zu Infanterie, kämpfte tapfer, brachte es zum Offizier und wurde viermal im amtlichen Kriegsbericht erwähnt. Während der zweiten Schlacht bei Ypern zog er sich eine Gasvergiftung zu und wurde nach einem zweijährigen Lazarettaufenthalt aus der Armee entlassen.

Und er machte sich auf den Heimweg nach Tobago, wieder allein in der *Lady's Slipper*.

Nur noch achtzig Meilen trennten ihn von der heimatlichen Küste, als er von einem deutschen U-Boot, der *U-99*, angehalten wurde. Die Hunnen nahmen ihn gefangen und mißbrauchten sein kleines Boot als Zielscheibe für Schießübungen. Dabei wurde das U-Boot von einem britischen Zerstörer, der *Raven*, überrascht und gekapert.

Johnson und die Deutschen wurden an Bord des Zerstörers genommen, und die *U-99* wurde versenkt.

Ziel der *Raven* war das Mittelmeer, wo sie aber nie angekommen ist. Sie kam vom Kurs ab und konnte nur hilflos durch die Meere kreuzen oder im Uhrzeigersinn riesige Kreise ziehen. Die Reise endete schließlich bei den Kapverdischen

Inseln vor der Westküste Afrikas.

Johnson blieb acht Monate lang auf diesen Inseln, in der Hoffnung, irgendwie in die westliche Hemisphäre zu gelangen.

Schließlich fand er Arbeit auf einem Fischkutter, der illegale Einwanderer nach New Bedford, Massachusetts, brachte. Der Dampfer strandete bei Newport, Rhode Island.

Allmählich war Johnson davon überzeugt, daß irgend etwas ihn aus irgendeinem Grund irgendwohin haben wollte. So blieb er eine Zeitlang in Newport, um herauszufinden, ob das Schicksal ihm diesen Ort zuweisen wollte. Er arbeitete als Gärtner und Tischler auf dem berühmten Rumfoord-Landgut.

Während dieser Zeit sah er so manchen erlauchten Gast der Rumfoords, darunter J. P. Morgan, General John J. Pershing, Franklin Delano Roosevelt, Enrico Caruso, Warren Gamaliel Harding und Harry Houdini. Und während dieser Zeit ging auch der Erste Weltkrieg zu Ende – mit zehn Millionen Toten und zwanzig Millionen Verletzten, darunter auch Johnson.

Nach Kriegsende plante der Lebemann der Familie, der junge Remington Rumfoord IV., eine Weltreise mit seinem Dampfschiff *Scheherezade*, die ihn nach Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland, Ägypten, Indien, China und Japan führen sollte. Er schlug Johnson vor, ihn als Erster Maat zu begleiten, und Johnson war einverstanden.

Johnson sah auf dieser Reise so manches Weltwunder.

Die *Scheherezade* wurde im Hafen von Bombay im dichten Nebel gerammt, und nur Johnson überlebte. Er blieb zwei Jahre in Indien und wurde ein Anhänger Mahatma Gandhis. Er wurde verhaftet, weil er Gruppen anführte, die sich aus Protest gegen die englische Herrschaft auf Eisenbahnschienen legten. Nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, wurde er, auf Kosten des Empires, nach Tobago verschifft.

Dort baute er einen neuen Schoner, den er *Lady's Slipper II* nannte.

Und er segelte damit im Karibischen Meer umher, ein Mü-

ßiggänger, der noch immer auf den Sturm wartete, der ihn dort stranden lassen würde, wo das Schicksal ihn unmißverständlich haben wollte.

1922 rettete er sich vor einem Hurrikan nach Port-au-Prince, Haiti, einem Land, das damals von der US-Marine besetzt war.

Dort lernte er einen hochintelligenten, idealistischen Autodidakten und Marinedeserteur namens Earl McCabe kennen. McCabe war Obergefreiter. Er hatte gerade die Sportkasse seiner Kompanie gestohlen. Er bot Johnson fünfhundert Dollar für die Überfahrt nach Miami.

Die beiden stachen also mit Kurs auf Miami in See.

Aber ein Sturm trieb den Schoner an die felsige Küste von San Lorenzo. Das Boot sank. Johnson und McCabe konnten sich splitterfasernackt an Land retten. Bokonon selbst schildert dieses Abenteuer so:

Von stürmischer See
Gebeutelt wie ein Fisch
Kroch ich an Land
Und wurde Ich.

Er war hingerissen von dem geheimnisvollen Schicksal, das ihn nackt auf eine unbekannte Insel gespült hatte. Er beschloß, das Abenteuer seinen Lauf nehmen zu lassen, beschloß, einfach abzuwarten, was mit jemand geschieht, der nackt aus den salzigen Fluten auftaucht.

Er fühlte sich buchstäblich wie neu geboren:

In der Bibel steht geschrieben,
Selig, wer ein Kind geblieben.
Drum will ich auch, jahraus, jahrein,
Immer wie ein Baby sein.

Wie er zu dem Namen Bokonon kam, ist schnell erklärt. »Bokonon«, so spricht man den Namen Johnson im San-Lorenzo-Dialekt aus.

Überhaupt, dieser Dialekt...

Einerseits ist er leicht zu verstehen, andererseits recht schwierig niederzuschreiben. Wenn ich sage, er sei leicht zu verstehen, spreche ich allerdings nur für mich. Andere halten ihn für so unverständlich wie Baskisch, d.h., ich habe vielleicht eine Art telepathisches Verständnis für ihn.

Philip Castle ist in seinem Buch eine hervorragende phonetische Umsetzung des Dialekts gelungen. Als Beispiel wählte er das Gedicht »Sei wie das Veilchen im Moose«.

Im Original geht das Gedicht so:

Sei wie das Veilchen im Moose,
Bescheiden, einfach und rein,
Und nicht wie die stolze Rose,
Die stets bewundert will sein.

Im San-Lorenzo-Idiom gingen diese unsterblichen Verse laut Philip Castle so:

Tsü wihü öls Pfoiloi Motsche,
Bschüdlü, kimpel önd rinn,
Önd nickes wihü hochnesk Rotsche,
Wös ollwi bestünt mog sin.

Kurz nachdem aus Johnson Bokonon geworden war, fand man an der Küste zufällig das Rettungsboot seines gesunkenen Schiffes. Später wurde dieses Boot vergoldet und diente fortan dem Staatsoberhaupt der Insel als Bett.

»Daraufhin hat Bokonon die Legende in die Welt gesetzt«, schrieb Philip Castle in seinem Buch, »daß das goldene Boot kurz vor dem Ende der Zeiten wieder in See stechen würde.«

50 *Ein netter Zwerg*

Hazel, H. Lowe Crosbys Frau, unterbrach mich in meiner Lektüre von Bokonons Lebensgeschichte. Sie stand neben mir im Gang. »Ob Sie es glauben oder nicht«, sagte sie, »ich habe schon wieder zwei Hoosier getroffen.«

»Gibt's doch nicht.«

»Keine Hoosier von Geburt, aber sie *leben* jetzt da. Sie leben in Indianapolis.«

»Sehr interessant.«

»Möchten Sie sie kennenlernen?«

»Meinen Sie, ich sollte?«

Die Frage verwirrte sie. »Sie sind Hoosier, genau wie Sie.«

»Wie heißen sie?«

»Sie heißt Conners, und er heißt Hoenikker. Sie sind Geschwister, und er ist ein Zwerg. Aber ein netter Zwerg.« Sie zwinkerte mir zu. »Ein schlaues Kerlchen.«

»Nennt er Sie Mutti?«

»Ich war schon nahe dran, ihn darum zu bitten, aber dann dachte ich mir, ein Zwerg könnte das vielleicht in die falsche Kehle kriegen.«

»Ach was.«

51 *O. k., Mutti*

Ich ging also nach hinten, um Angela Hoenikker Conners und Klein Newton Hoenikker, Mitglieder meiner *Karass*, kennenzulernen.

Angela war die Frau mit Pferdegesicht und platinblonden Haaren, die mir schon vorher aufgefallen war.

Newt war wirklich unglaublich klein, aber er wirkte nicht grotesk. Winzig, schlau und mißtrauisch saß er da – wir Gulli-

ver unter den Riesen.

Er trank ein Glas Sekt, das im Flugpreis inbegriffen war. In seinen Händen nahm sich der Sektkelch wie ein Goldfischpokal aus, aber er trank mit einer Eleganz daraus, als sei das Glas wie für seine Größe geschaffen.

Der kleine Gauner hatte in einer Thermosflasche in seinem Gepäck ein Kristall *Eis 9*, genau wie seine erbärmliche Schwester, während unter uns Gottes eigene Wassermassen, die der Karibischen See, brodelten.

Nachdem Hazel das Vergnügen, Hoosier mit Hoosiern bekanntzumachen, voll ausgekostet hatte, ließ sie uns allein. »Und nicht vergessen«, sagte sie im Gehen, »von nun an nennt ihr mich *Mutti*.«

»O. k., Mutti«, sagte ich.

»O. k., Mutti«, sagte Newt. Seine Stimme war, der Größe seines Kehlkopfs entsprechend, ziemlich hoch. Aber es gelang ihm, dieser Stimme einen ausgesprochen männlichen Klang zu verleihen.

Angela fuhr unbeirrt fort, Newt wie ein Kind zu behandeln, und er ließ das mit einem derart liebenswerten Charme über sich ergehen, wie ich es einem so kleinen Menschen niemals zugetraut hätte.

Newt und Angela erinnerten sich an mich, erinnerten sich an die Briefe, die ich ihnen geschrieben hatte, und baten mich, auf dem leeren Sitz in ihrer Dreierreihe Platz zu nehmen.

Angela entschuldigte sich dafür, daß sie meinen Brief nicht beantwortet hatte.

»Mir ist nichts eingefallen, was von allgemeinem Interesse sein könnte. Natürlich hätte ich mir etwas über diesen Tag ausdenken können, aber das wäre wohl nicht in Ihrem Sinne gewesen. Eigentlich verlief dieser Tag wie jeder andere normale Tag auch.«

»Ihr Bruder hat mir einen großartigen Brief geschrieben.«

Angela war überrascht. »Newt? Er kann sich doch unmöglich

an irgend etwas erinnern!« Sie wandte sich ihm zu. »Honey, du kannst dich doch an nichts erinnern, oder? Du warst damals ja noch ein Baby.«

»Ich erinnere mich«, sagte er sanft.

»Ich wünschte, ich hätte diesen Brief gesehen!« Sie gab deutlich zu verstehen, daß Newt noch immer nicht erwachsen genug sei, um seine Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen. Angela war sagenhaft unsensibel, ohne jedes Gefühl dafür, wie sehr Newt unter seiner Kleinwüchsigkeit zu leiden hatte.

»Honey, du hättest mir den Brief zeigen sollen«, schimpfte sie.

»Tut mir leid«, sagte Newt. »Hab' nicht dran gedacht.«

»Ich kann es Ihnen ja sagen«, meinte Angela, »Dr. Breed wollte nicht, daß ich mit Ihnen zusammenarbeite. Er sagte, Sie seien an einer fairen Darstellung meines Vaters gar nicht interessiert.« Darum mochte sie mich nicht, was sie mich auch deutlich spüren ließ.

Ich beruhigte sie ein wenig, indem ich ihr versicherte, daß aus dem Buch wahrscheinlich sowieso nichts würde, daß mir der Sinn eines solchen Unterfangens nicht mehr so recht klar sei.

»Nun, falls *doch* noch was draus wird, schildern Sie Vater gefälligst als einen Heiligen, das war er nämlich.«

Ich versprach, mein Bestes zu tun. Ich fragte, ob sie und Newt zu einem Familientreffen mit Frank nach San Lorenzo flogen?

»Frank heiratet«, sagte Angela, »wir sind zu seiner Verlobungsfeier eingeladen.«

»Oh? Wer ist die Glückliche?«

»Ich werd' Sie Ihnen zeigen«, sagte Angela und nahm aus ihrer Handtasche ein harmonikaartig gefaltetes Album aus Plastik. Sie blätterte es durch, und ich konnte einen kurzen Blick auf das eine oder andere Foto werfen – Klein Newt am

Strand von Cape Cod, Dr. Felix Hoenikker bei der Überreichung des Nobelpreises, Angelas eigene Töchter – zwei reizlose Zwillinge, Frank mit einem Modellflugzeug, das er an einer Schnur fliegen ließ.

Und dann zeigte sie mir das Bild von Franks Verlobter.

Ebensogut hätte sie mir einen Schlag in die Magengrube versetzen können.

Es war Mona Aamons Monzano, die Frau, die ich liebte.

52 *Schmerzlos*

Nachdem Angela ihr Plastikalbum nun schon mal geöffnet hatte, wollte sie es auch nicht wieder schließen, bevor man sich jedes Foto angesehen hatte.

»Das sind die Menschen, die ich liebe«, erklärte sie.

Also sah ich mir die Menschen an, die sie liebte. Was sie da in Klarsichthüllen wie fossile Käfer in Bernstein gefangenhielt, waren die Bilder eines Großteils unserer *Karass*. Einen *Granfallon* gab es in dieser Sammlung nicht.

Auf vielen Fotos war Dr. Hoenikker, Vater einer Bombe, Vater von drei Kindern, Vater von *Eis 9* zu sehen. Er war klein von Wuchs, der angebliche Erzeuger eines Zwerges und einer Riesin.

Das Dr.-Hoenikker-Foto, das mir in Angelas Fossiliensammlung am besten gefiel, zeigte ihn in voller Winterkluft, in Mantel, Schal, Stiefeln und einer Wollmütze mit einem gewaltigen Bommel oben drauf.

»Dieses Foto«, erzählte Angela mir mit einem Kloß im Hals, »entstand ungefähr drei Stunden vor seinem Tod in Hyannis.« Ein Zeitungsfotograf hatte ihn trotz der weihnachtlichen Verkleidung erkannt.

»Ist Ihr Vater im Krankenhaus gestorben?«

»Aber nein! Er ist in unserem Ferienhaus gestorben, in einem großen weißen Korbessel mit Blick zum Meer. Newt und Frank machten gerade einen Strandspaziergang durch den Schnee ...«

»Der Schnee war ganz warm«, sagte Newt, »fast, als würde man durch Orangenblüten laufen. Wirklich sonderbar. Alle anderen Häuser waren leer ...«

»Unseres war als einziges geheizt«, sagte Angela.

»Kein Mensch weit und breit«, erinnerte sich Newt verträumt, »und dann lief uns dieser riesige schwarze Neufundländer am Strand entgegen. Wir warfen Stöckchen in den Ozean, und er apportierte sie.«

»Ich war ins Dorf gegangen, um noch ein paar Christbaumkugeln zu besorgen«, sagte Angela. »Wir hatten immer einen Baum.«

»Machte sich Ihr Vater etwas aus Weihnachtsbäumen?«

»Dazu hat er sich nie geäußert«, sagte Newt.

»Ich glaube, er fand's schön«, sagte Angela. »Er war nicht sehr mitteilksam. Manche Leute sind halt so.«

»Und manche nicht«, sagte Newt.

»Jedenfalls, als wir wieder nach Hause kamen«, sagte Angela, »fanden wir ihn in diesem Stuhl.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht denken, daß er gelitten hat. Er sah aus, als sei er gerade eingeschlafen. So hätte er nicht aussehen können, wenn er auch nur die geringsten Schmerzen gehabt hätte.«

Ein wichtiges Detail hat Angela ausgelassen. Daß nämlich sie, Frank und Newt an diesem Heiligabend das *Eis 9* des alten Herrn unter sich aufgeteilt hatten.

53 *Direktor der Fabri-Tech*

Angela wollte mir unbedingt noch weitere Schnappschüsse zeigen.

»Das bin ich, ob Sie es glauben oder nicht.« Das Foto zeigte ein junges, ein Meter dreiundachtzig großes Mädchen. Sie hielt eine Klarinette in der Hand und trug die Orchesteruniform des Gymnasiums von Ilium. Ihr Haar war unter der Uniformmütze versteckt. Mit scheuer Zuversicht lächelte sie in die Welt.

Und dann zeigte mir Angela, diese Frau, die von der Natur wirklich nichts mitbekommen hatte, was einen Mann hätte ansprechen können, ein Foto ihres Mannes.

»Das ist nun Harrison C. Conners.« Ich war verblüfft. Ihr Mann sah ungewöhnlich gut aus und schien das auch zu wissen. Seine Kleidung war von verwegener Eleganz, und er hatte den gelangweilt-entrückten Blick eines Don Juan.

»Was ... was macht er?« fragte ich.

»Er ist Direktor der Fabri-Tech.«

»Elektronik?«

»Selbst wenn ich es wüßte, dürfte ich es Ihnen nicht erzählen. Alles geheime Regierungssache.«

»Waffen?«

»Jedenfalls Krieg.«

»Wie haben Sie ihn kennengelernt?«

»Er war Vaters Assistent«, sagte Angela. »Dann ist er nach Indianapolis gegangen und hat Fabri-Tech aufgezogen.«

»Ihre Heirat war also das Happy-End einer langen Romanze?«

»Nein. Ich wußte nicht einmal, daß er von meiner Existenz Kenntnis genommen hatte. Ich fand ihn schon ganz nett, aber bis zu Vaters Tod hat er mich wie Luft behandelt.

Eines Tages kam er nach Ilium. Ich saß in dem großen alten Haus und sah in meinem Leben keinen Sinn mehr.« Sie schilderte, wie grauenvoll die Tage und Wochen nach dem Tod

ihres Vaters für sie gewesen waren. »Nur ich und Klein Newt in diesem großen alten Haus. Frank war verschwunden, und die Gespenster im Haus machten zehnmal mehr Lärm als Newt und ich. Ich hatte mein ganzes Leben lang für Vater gesorgt – ihn zur Arbeit gefahren und wieder abgeholt, ihn warm eingepackt, wenn es kalt war, ihn ausgepackt, wenn es heiß war, für ihn gekocht, seine Rechnungen bezahlt. Auf einmal hatte ich nichts mehr zu tun. Ich hatte nie enge Freunde gehabt, Newt war meine einzige Ansprache.

Und da, eines Abends, klopfte es, und Harrison Conners stand vor der Tür. Er war so schön, nein, etwas Schöneres hatte ich nie gesehen. Er kam herein, und wir redeten über Vaters letzte Tage und über vergangene Zeiten.«

Angelas Stimme kippte fast über.

»Und zwei Wochen später waren wir verheiratet.«

54 Von Kommunisten, Nazis, Royalisten, Fallschirmjägern und einem Scheckbetrüger

Als ich zu meinem Platz zurückkehrte, fühlte ich mich um vieles ärmer, weil Frank mir Mona Aamons Monzano weggenommen hatte. Ich vertiefte mich wieder in Philip Castles Manuskript.

Ich schlug im Register unter *Monzano, Mona Aamons* nach, wurde aber an *Aamons, Mona* verwiesen.

Ich schlug also *Aamons, Mona* nach und stellte fest, daß ihr Name fast genauso oft erwähnt wurde wie der von »Papa« Monzano.

Und auf *Aamons, Mona* folgte im Register *Aamons, Nestor*. Ich schlug also die paar Stellen auf, die mit Nestor zu tun hatten, und erfuhr, daß er Monas Vater, ein Architekt und gebürtiger Finne, war.

Nestor Aamons war in russische Gefangenschaft geraten und während des Zweiten Weltkriegs von den Deutschen befreit worden. Aber seine Befreier schickten ihn nicht nach Hause, sondern steckten ihn in eine Pioniereinheit der *Wehrmacht*, die gegen die jugoslawischen Partisanen kämpfen sollte. Er wurde von Tschetniks, royalistischen serbischen Partisanen, gefangen genommen und dann von kommunistischen Partisanen, die die Tschetniks angriffen. Italienische Fallschirmjäger, die die Kommunisten überrumpelten, befreiten ihn und brachten ihn nach Italien.

Die Italiener ließen ihn Befestigungsanlagen für Sizilien entwerfen. In Sizilien klappte er ein Fischerboot und erreichte das neutrale Portugal.

Dort lernte er einen amerikanischen Scheckbetrüger namens Julian Castle kennen.

Als Castle erfuhr, daß Aamons Architekt war, forderte er ihn auf, mit ihm nach San Lorenzo zu gehen und für ihn das »Haus zur guten Hoffnung im Dschungel« zu entwerfen.

Aamons stimmte zu. Er entwarf das Hospital, heiratete eine Eingeborene namens Celia, zeugte eine vortreffliche Tochter und starb.

55 Schreiben Sie nie das Register zu Ihrem eigenen Buch

Was das Leben von *Aamons, Mona* anbelangt, so ergab allein das Register schon ein grelles, surrealistisches Bild der vielen widerstreitenden Kräfte, die auf sie eingewirkt hatten, und ihrer entsetzten Reaktionen darauf.

Aamons, Mona, stand im Register, »adoptiert von Monzano, um Monzanos Popularität zu fördern, 194-199, 216 Anm.; frühe Kindheit in der Obhut des Hauses zur guten Hoffnung

63-81; frühe Romanze mit P. Castle 72 f; Tod des Vaters 89 ff, Tod der Mutter 92 f; frustriert über die Rolle als nationales erotisches Symbol 80, 95 f, 166 Anm., 209, 247 Anm., 400-406, 566 Anm., 678; mit P. Castle verlobt 193; grundlegende Naivität 67-71, 80, 95 f, 116 Anm., 209, 274 Anm., 400-406, 566 Anm., 678; Hüttenleben mit Bokonon 92-98; 196-197; Gedichte über 2 Anm., 26, 114, 119, 311, 316, 477 Anm., 501, 507, 555 Anm., 689, 718 ff, 799 ff, 800 Anm., 841, 846 ff, 908 Anm., 971, 974; Gedichte von 89, 92, 193; kehrt zu Monzano zurück 199; kehrt zu Bokonon zurück 197; läuft Bokonon davon 199; läuft Monzano davon 197; versucht, sich zu verunstalten, um nicht mehr das erotische Symbol der Inselbewohner sein zu müssen 80, 95 f, 116 Anm., 209, 247 Anm., 400-406, 566 Anm., 678; Privatunterricht bei Bokonon 63-80; schreibt Brief an die Vereinten Nationen 200; Xylophonvirtuosin 71«.

Ich zeigte den Minton diesen Registereintrag und fragte sie, ob das nicht allein schon eine hinreißende Biografie sei, die Biografie einer Liebesgöttin wider Willen. Ich bekam eine überraschend sachkundige Antwort, wie das ja im Leben hin und wieder passiert. Es stellte sich heraus, daß Claire Minton seinerzeit eine professionelle Registerverfasserin gewesen war. Noch nie zuvor hatte ich von einem solchen Beruf gehört.

Sie erzählte mir, sie habe vor Jahren das Studium ihres Mannes mit dieser wohldotierten Tätigkeit finanziert. Nur wenige Leute seien in der Lage, ein gutes Register zu erstellen.

Nur blutigste Anfänger würden ein Register zu ihrem eigenen Buch schreiben, meinte sie. Wie denn Philip Castle ihrer Ansicht nach diese Aufgabe bewältigt habe, wollte ich wissen.

»Schmeichelhaft für den Autor, beleidigend für den Leser, eine Art Eigenlob, wenn Sie so wollen«, bemerkte sie mit der scharfzüngigen Freundlichkeit des Experten. »Ich bin immer entsetzt, wenn ich ein Register zu Gesicht bekomme, das der Autor selbst erstellt hat.«

»Entsetzt?«

»Das ist immer eine verräterische Sache«, belehrte sie mich.
»Nichts als schamloser Exhibitionismus fürs *geübte Auge*.«

»Sie kann den Charakter aus einem Register herauslesen«, sagte ihr Mann.

»Ja?« sagte ich. »Was können Sie über Philip Castle erzählen?«

Sie lächelte müde. »Dinge, die ich Fremden gegenüber besser nicht erwähnen sollte.«

»Verzeihen Sie.«

»Er ist offensichtlich in Mona Aamons Monzano verliebt«, sagte sie.

»Wie vermutlich jeder Mann in San Lorenzo«, sagte ich.

»Seinem Vater begegnet er mit gemischten Gefühlen.«

»Das gilt wohl für jeden Mann«, stichelte ich behutsam weiter.

»Er ist unsicher.«

»Welcher Sterbliche wäre das nicht?« fragte ich. Eine typisch bokononistische Frage, was ich damals aber noch nicht wußte.

»Er wird sie nie heiraten.«

»Warum nicht?«

»Mehr sage ich nicht«, sagte sie.

»Es ist wohltuend, eine Registerverfasserin kennenzulernen, für die die Intimsphäre anderer tabu ist.«

»Schreiben Sie nie das Register zu Ihrem eigenen Buch«, erklärte sie.

Eine *Duprass*, lehrt Bokonon, ist bestens dazu geeignet, in der Intimität einer immerwährenden Verliebtheit Einsichten zu gewinnen und zu entwickeln, die zwar eigentümlich, aber wahr sind. Die kluge Registerforschung der Mintons war da sicher ein gutes Beispiel. Eine *Duprass*, lehrt Bokonon, ist überdies nicht frei von Selbstgefälligkeit. Die Mintons bildeten da keine Ausnahme.

Etwas später begegnete ich Botschafter Minton im Gang des Flugzeugs, ohne seine Frau, und er wollte mir beweisen, daß

Claire einem Register wirklich alles entnehmen konnte.

»Wissen Sie, warum Castle dieses Mädchen niemals heiraten wird, obwohl er sie liebt, obwohl sie ihn liebt, obwohl sie zusammen aufgewachsen sind?« flüsterte er.

»Nein, Sir.«

»Weil er homosexuell ist«, flüsterte er. »Auch das kann sie aus dem Register schließen.«

56 Ein freischwebender Eichhörnchenkäfig

»Nachdem Lionel Boyd Johnson und Obergefreiter Earl McCabe splitternackt an die Küste von San Lorenzo gespült worden waren«, schrieb Castle, »wurden sie von Leuten willkommen geheißen, die noch wesentlich übler dran waren als sie selbst. Alles, was die Bewohner von San Lorenzo hatten, waren Krankheiten, die sie nicht heilen, ja nicht einmal benennen konnten. Ganz anders Johnson und McCabe, die über so kostbare Güter verfügten wie die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, Ehrgeiz, Neugierde, Erbitterung, Respektlosigkeit, Gesundheit, Humor und beachtliche Kenntnisse über das Weltgeschehen.«

Und wieder aus den »Calypsos«:

Ich muß schon sagen, o je,
Ein traurig' Volk war das hier.
Sie kannten weder Musik,
Noch so etwas wie Bier.
Und immer wenn sie was haben wollten,
Und wollten sie's auch noch so gern,
Es gehört' der katholischen Kirche
Oder dem Castle-Sugar-Konzern.

Dieses Gedicht beschreibt Philip Castle zufolge die Besitzverhältnisse in San Lorenzo im Jahre 1922 völlig richtig. Castle Sugar war, wie der Zufall es wollte, von Philip Castles Urgroßvater gegründet worden. 1922 gehörte der Firma jeder Quadratmeter urbaren Bodens auf dieser Insel.

»Der Profit, den Castle Sugar in San Lorenzo machte«, schrieb Jung Castle, »war gleich Null. Dennoch kam die Firma Jahr für Jahr ungeschoren davon, da sie den Arbeitern keinen Pfennig Lohn zahlte und gerade genug Geld erwirtschaftete, um die Sklaventreiber zu bezahlen.

Die herrschende Regierungsform war die Anarchie, abgesehen von den kürzeren Perioden, in denen Castle Sugar sich wieder mal bereichern oder etwas erledigt haben wollte. Dann war die herrschende Regierungsform der Feudalismus. Der Adel bestand aus den Plantagenbossen des Castle-Sugar-Konzerns, schwerbewaffneten weißen Männern aus Übersee. Die Ritterschaft bestand aus kräftigen Eingeborenen, die für Glasperlen und alberne Privilegien auf Befehl töteten oder verletzten oder folterten. Um die geistig-seelischen Bedürfnisse der Menschen, die in diesem teuflischen Eichhörnchenkäfig gefangen waren, kümmerte sich eine Handvoll wohlgenährter Pfaffen.

Die Kathedrale von San Lorenzo, die 1923 in die Luft gesprengt wurde, galt allgemein als eines der Wunderwerke der Neuzeit«, schrieb Castle.

57 Der unangenehme Traum

Daß es McCabe und Johnson gelang, San Lorenzo in ihre Gewalt zu bekommen, war alles andere als ein Wunder. Schon viele vor ihnen hatten San Lorenzo mühelos eingenommen. Der Grund war denkbar einfach: Gott hatte hier in seiner

unendlichen Weisheit eine Insel geschaffen, die keinen Pfifferling wert war.

Fernando Cortes hatte als erster Mensch diese nutzlose Eroberung schriftlich festgehalten. Cortes und seine Mannen landeten 1519, um ihre Trinkwasserbestände aufzufrischen. Sie gaben der Insel ihren Namen, erklärten sie zur Kronkolonie Kaiser Karls V. und kamen danach nie wieder her. Spätere Expeditionen suchten nach Gold und Diamanten und Rubinen und Gewürzen, fanden nichts, verbrannten aus Jux und Tollerei ein paar Eingeborene und segelten weiter.

»Als Frankreich 1682 San Lorenzo für sich beanspruchte«, schrieb Castle, »hatte Spanien nichts dagegen. Als Dänemark 1699 San Lorenzo für sich beanspruchte, hatte Frankreich nichts dagegen. Als Holland 1704 San Lorenzo für sich beanspruchte, hatte Dänemark nichts dagegen. Als England 1706 San Lorenzo für sich beanspruchte, hatte Holland nichts dagegen. Als Spanien 1720 San Lorenzo erneut für sich beanspruchte, hatte England nichts dagegen. Und als 1786 afrikanische Neger das Kommando auf einem britischen Sklavenschiff übernahmen, nach San Lorenzo segelten, die Unabhängigkeit der Insel ausriefen und einen der ihren zum Kaiser erklärten, hatten die Spanier eigentlich auch nichts dagegen.

Der Kaiser hieß Tum-Bumwa und war der einzige Mensch, der davon überzeugt war, es lohne sich, diese Insel zu verteidigen. Tum-Bumwa, ein Geistesgestörter, ließ die Kathedrale von San Lorenzo und die überwältigenden Befestigungsanlagen an der Nordküste der Insel errichten, in denen sich heute die Privatresidenz des sogenannten Präsidenten der Republik befindet.

Die Befestigungsanlagen sind niemals angegriffen worden, ja, kein vernünftiger Mensch hat auch nur je daran gedacht, sie anzugreifen. Sie haben nie irgend etwas geschützt. Vierzehnhundert Menschen sollen während der Bauarbeiten den Tod gefunden haben. Die Hälfte dieser vierzehnhundert sollen

wegen auffällig mangelnden Arbeitseifers öffentlich hingerichtet worden sein.«

Castle Sugar kam 1916, im Zug des großen Zuckerbooms im Ersten Weltkrieg, nach San Lorenzo. Eine Regierung gab es nicht. Der Konzern war der Meinung, selbst die Lehm- und Geröllfelder der Insel ließen sich gewinnbringend bebauen, wo doch der Zuckerpreis so hoch war. Niemand hatte etwas dagegen.

Als McCabe und Johnson 1922 ankamen und erklärten, sie würden jetzt die Verantwortung für die Insel übernehmen, zog sich Castle Sugar widerstandslos zurück, wie aus einem unangenehmen Traum.

58 Tyrannei mit einem Unterschied

»Die neuen Eroberer von San Lorenzo unterschieden sich zumindest in einem Punkt von ihren Vorgängern«, schrieb Jung Castle. »McCabe und Johnson wollten aus San Lorenzo einen Idealstaat machen.

Darum gestaltete McCabe die Wirtschaft um und erließ neue Gesetze.

Und Johnson entwarf eine neue Religion.« Hier zitierte Castle wieder aus den »Calypsos«:

Ich wollte den Dingen
Einen Sinn endlich schenken,
Unser Geschick
Aus dem Jammertal lenken.
Ich log munter drauflos,
Verdrehte das und dies,
Und machte die Hölle
Zum Pa-ra-dies.

Da zupfte mich jemand am Ärmel. Ich sah auf.

Klein Newt Hoenikker stand neben mir im Gang. »Haben Sie Lust, mit mir in die Bar zu gehen und ein paar zu kippen?« sagte er.

Wir kippten also ein paar, und Newt wurde auf einmal redselig und erzählte mir von Zinka, seiner russischen Freundin, der Zwergin und Balletteuse. Ihr Liebesnest, verriet er mir, war die Ferienhütte seines Vaters auf Cape Cod gewesen.

»Ich werde vielleicht nie in meinem Leben heiraten, aber ich hatte wenigstens Flitterwochen.«

Er erzählte mir von den Schäferstündchen, die er und seine Zinka in Felix Hoenikkers weißem Korbsessel mit Blick aufs Meer verbracht hatten.

Und Zinka hatte für ihn getanzt. »Stellen Sie sich vor, eine Frau, die nur für mich tanzt.«

»Ich sehe, Sie bereuen nichts.«

»Sie hat mir das Herz gebrochen. Das fand ich weniger schön. Aber das war halt der Preis. In dieser Welt hat alles seinen Preis.«

Er prostete mir zu. »Auf die Geliebten und Ehefrauen«, rief er.

59 *Bitte anschnallen*

Ich war mit Newt, H. Lowe Crosby und ein paar Fremden in der Bar, als San Lorenzo in Sicht kam. Crosby sprach über Pinkel. »Wissen Sie, was ich unter einem Pinkel verstehe?«

»Den Ausdruck kenne ich zwar«, sagte ich, »aber für mich hat er offensichtlich nicht dieselben Nebenbedeutungen wie für Sie.«

Crosby hatte bereits einen in der Krone und glaubte wie alle Betrunkenen, offen reden zu können, solange er nur einen

herzlichen Ton anschlug. Er redete offen und herzlich über Newts Körpergröße, über die sich bislang noch niemand in der Bar geäußert hatte.

»Ich verstehe darunter nicht einen Winzling wie den hier.« Crosby legte seine Hand plump auf Newts Schulter. »Die Körpergröße hat nichts zu sagen. Aber in den Ansichten, da zeigt sich der Pinkel. Ich habe Leute kennengelernt, die viermal so groß waren wie unser Freund hier, und sie waren Pinkel. Und ich habe kleine Leute kennengelernt – schön, vielleicht nicht ganz so klein wie er, aber doch verdammt klein –, und das waren richtige Männer.«

»Danke«, sagte Newt freundlich und beachtete die monströse Hand auf seiner Schulter gar nicht. Er überspielte sein demütigendes körperliches Handikap derart souverän, daß ich vor Bewunderung erschauerte.

»Sie sprachen über Pinkel«, wandte ich mich an Crosby in der Hoffnung, daß er Newt von der Last seiner Hand befreien würde.

»Stimmt genau.« Crosby richtete sich auf.

»Sie haben uns noch immer nicht erklärt, was ein Pinkel ist«, sagte ich.

»Ein Pinkel ist jemand, der sich für so blitzgescheit hält, daß er niemals die Klappe halten kann. Egal, was man sagt, er hat was daran auszusetzen. Sie erzählen zum Beispiel, daß Sie das oder das mögen, und er wird Ihnen ganz genau sagen, warum es falsch ist, ausgerechnet das oder das zu mögen. Ein Pinkel setzt alles daran, daß Sie sich dauernd wie ein Dämlack vorkommen. Sie können sagen, was Sie wollen, er weiß alles besser.«

»Kein sehr freundlicher Zug«, meinte ich.

»Meine Tochter wollte einmal einen Pinkel heiraten«, sagte Crosby düster.

»Und?«

»Ich habe ihn wie eine Wanze zermatscht.« Crosby haute auf

die Theke und erinnerte sich an Dinge, die der Pinkel gesagt und getan hatte.

»Herrgott noch mal!« rief er, »wir waren doch alle auf dem College.« Sein Blick fiel wieder auf Newt. »Waren Sie auf dem College?«

»Cornell«, sagte Newt.

»Cornell!« Crosby war ganz aus dem Häuschen. »Mein Gott, da hab' ich auch studiert.«

»Er auch.« Newt deutete auf mich.

»Drei aus Cornell – und alle im selben Flugzeug!« sagte Crosby, und schon war wieder eine *Granfallon*-Party im Gange.

Als die Stimmung etwas abflaute, fragte Crosby Newt nach seinem Beruf.

»Ich male.«

»Wände, Häuser?«

»Bilder.«

»Teufel!« sagte Crosby.

»Bitte nehmen Sie Ihre Plätze wieder ein und schnallen Sie sich an«, sagte die Stewardess. »In wenigen Minuten landen wir auf dem Monzano-Flughafen, Bolivar, San Lorenzo.«

»Himmel! Jetzt bleiben Sie doch noch 'n Moment hier«, sagte Crosby und sah zu Newt hinunter. »Ich hab' plötzlich das Gefühl, als hätte ich Ihren Namen schon mal irgendwo gehört.«

»Mein Vater war der Vater der Atombombe.« Newt sagte nicht, daß Felix Hoenikker *einer* der Väter war. Er sagte, Felix war *der* Vater.

»Tatsächlich?« fragte Crosby.

»Tatsächlich.«

»Ich dachte da an etwas anderes«, sagte Crosby. Er dachte angestrengt nach. »Irgendwas mit einer Tänzerin.«

»Wir sollten besser zu unseren Plätzen zurückgehen«, sagte Newt, merklich kühler.

»Eine russische Tänzerin.« Crosby fand nichts dabei, laut

nachzudenken, er hatte genug Alkohol intus.

»Ich hab' da was in der Zeitung gelesen – die Tänzerin soll eine Spionin gewesen sein.«

»Bitte, meine Herren«, sagte die Stewardess, »Sie müssen jetzt wirklich zurückgehen und sich anschnallen.«

Newt sah H. Lowe Crosby unschuldig an. »Sind Sie sicher, daß der Typ Hoenikker hieß?« Und als wolle er Crosby seinen Irrtum endgültig beweisen, buchstabierte er ihm seinen Namen vor.

»Ich kann mich auch täuschen«, sagte H. Lowe Crosby.

60 Eine unterprivilegierte Nation

Von oben gesehen war die Insel ein verblüffend regelmäßiges Rechteck. Ebenso grausame wie nutzlose Nadeln aus Stein stachen aus dem Wasser hervor. Sie umgaben die Insel wie ein Kranz. Im Süden der Insel lag die Hafenstadt Bolivar.

Sie war die einzige Stadt.

Sie war die Hauptstadt.

Sie war auf Marschland gebaut. Die Rollbahnen des Monzono-Flughafens lagen zum Meer hin.

Nördlich der Hauptstadt erhob sich unvermittelt ein Gebirge, das den Rest der Insel mit seinen schroffen steinernen Höckern bedeckte. Sie wurden die Sangro de Cristo-Berge genannt, erinnerten mich aber eher an Schweine am Trog. Bolivar hatte schon viele Namen gehabt, unter anderem: Caz-ma-Caz-ma, Santa Maria, Saint Louis, Saint George und Port Glory. Ihren gegenwärtigen Namen hatte die Stadt 1922 von Johnson und McCabe bekommen, zu Ehren von Simon Bolivar, dem großen lateinamerikanischen Idealisten und Helden.

Als Johnson und McCabe die Stadt zum erstenmal betraten, fanden sie einen Häuserhaufen aus Zweigen, Blech, Lattenki-

sten und Schlamm vor – erbaut auf den Katakomben von einer Billion glücklicher Aaskäfer, Katakomben in einem stinkenden Brei aus Unrat, Schlamm und Matsch.

Seitdem hatte sich offenbar nicht viel geändert, von der neuen architektonischen Maske am Hafen einmal abgesehen.

Johnson und McCabes Versuch, das Volk aus Schmutz und Elend herauszuführen, war gescheitert.

Auch »Papa« Monzano war gescheitert.

Jeder mußte scheitern, denn San Lorenzo war so unfruchtbar wie ein vergleichbares Gebiet in der Sahara oder im arktischen Eis.

Dabei war die Bevölkerungsdichte nicht anders als anderswo, einschließlich China oder Indien. Auf jeden unbewohnbaren Quadratkilometer kamen zweihundertundfünf Einwohner.

»In der Zeit, als Johnson und McCabe San Lorenzo nach ihren Idealvorstellungen umgestalten wollten, beschlossen sie, das gesamte Einkommen der Insel gleichmäßig unter allen erwachsenen Bürgern zu verteilen«, schrieb Philip Castle. »Beim ersten und einzigen Versuch dieser Art lag der Anteil für jeden zwischen sechs und sieben Dollar.«

61 *Was ein Korporal wert war*

In der Zollkabine am Monzano-Flughafen mußten wir alle unser Gepäck kontrollieren lassen und das Geld, das wir in San Lorenzo ausgeben wollten, in die Landeswährung, in *Korporale*, eintauschen. Ein *Korporal* war, so wollte es »Papa« Monzano, fünfzig amerikanische Cent wert.

Die Kabine sah neu und sauber aus, aber an den Wänden hingen bereits alle möglichen Schilder und Plakate kunterbunt durcheinander.

JEDER, DER SICH IN SAN LORENZO OFFEN ZUM

BOKONONISMUS BEKENNT, stand auf einem, WIRD AM HAKEN STERBEN.

Auf einem anderen war Bokonon selbst abgebildet, ein knochiger alter Neger, mit einer Zigarre im Mund. Er sah klug und freundlich aus und schien sich über irgend etwas zu amüsieren.

Unter dem Bild stand: GESUCHT – TOT ODER LEBENDIG. 10000 KORPORALE BELOHNUNG!

Ich sah mir das Plakat genauer an und entdeckte am unteren Rand die Reproduktion auch eines polizeilichen Formulars, das Bokonon 1929 hatte ausfüllen müssen. Es sollte den Bokononjägern wohl zeigen, wie seine Handschrift und seine Fingerabdrücke aussahen.

Aber mich interessierte, wie Bokonon die Fragen auf diesem Formular damals beantwortet hatte. Wenn irgend möglich, hatte er eine kosmische Weltsicht vertreten, hatte zum Beispiel die Kürze des Lebens und die Länge der Ewigkeit in Betracht gezogen.

In die Rubrik »Nebenbeschäftigung« schrieb er: »Lebendig sein.«

In die Rubrik »Hauptbeschäftigung« schrieb er: »Tot sein.«

SAN LORENZO IST EINE CHRISTLICHE NATION! FUSS-SPIEL WIRD MIT DEM HAKEN BESTRAFT! stand auf einem anderen Plakat. Dieses Verbot verstand ich nicht, weil ich noch nicht wußte, daß Bokononisten ihre Seelen durch das Aneinanderpressen ihrer Fußsohlen zum Verschmelzen bringen.

Aber das größte Rätsel blieb mir, da ich Philip Castles Buch noch nicht zu Ende gelesen hatte, wie Korporal McCabes Busenfreund Bokonon ein Geächteter werden konnte.

62 *Warum Hazel keine Angst hatte*

Sieben Personen verließen in San Lorenzo das Flugzeug: Newt und Angela, Botschafter Minton und seine Frau, H. Lowe Crosby und seine Frau, und ich. Nachdem wir durch den Zoll waren, wurden wir ins Freie getrieben und mußten auf einer Tribüne Platz nehmen.

Wir saßen einer völlig lautlosen Menschenmenge gegenüber. Mindestens fünftausend San Lorenzaner starrten uns an. Die Hautfarbe der Inselbewohner hatte große Ähnlichkeit mit Haferschleim. Die Leute waren mager. Nicht ein Fettwanst war zu sehen. Jedem fehlten ein paar Zähne. Die Beine waren häufig verkrümmt oder geschwollen.

Kein glänzendes Augenpaar weit und breit.

Die Brüste der Frauen waren unbedeckt und faltig. Die Männer trugen Lendentücher, die ihre Uhrpendelpenisse nur recht und schlecht verbargen.

Es gab auffallend viele Hunde, aber kein einziger bellte. Es gab auffallend viele Kinder, aber kein einziges schrie. Ab und zu hustete mal jemand – das war alles.

Eine Militärkapelle stand in Habachtstellung vor der Menschenmenge. Sie spielte nicht.

Vor der Kapelle stand eine Fahnenabordnung mit zwei Fahnen, dem Sternenbanner und der Flagge von San Lorenzo. Die Flagge von San Lorenzo zeigte den Uniformwinkel eines Marinekorporals auf königsblauem Grund. Die Fahnen hingen schlaff in den windstillen Tag.

Ich bildete mir ein, irgendwo in der Ferne einen metallenen Trommelwirbel zu hören, aber ich hatte mich getäuscht. Meine Seele gab nur den Pulsschlag der blechernen klirrenden Hitze des San Lorenzanischen Klimas wieder.

»Ich bin gottfroh, daß das hier ein christliches Land ist«, flüsterte Hazel Crosby ihrem Mann zu, »sonst hätte ich schon ein bißchen Angst.«

Hinter uns stand ein Xylophon.

Ein granatfarbener Namenszug funkelte auf der Vorderseite des Xylophons.

Ich las: MONA.

63 Ehrwürdig und frei

Links von unserer Tribüne standen sechs Propellermaschinen, Militärhilfe der Vereinigten Staaten an San Lorenzo. Auf den Rumpf jeder Maschine war mit kindischer Blutrünstigkeit eine *Boa constrictor* gemalt, die einen Teufel zermalmte. Aus Nase, Ohren und Mund des Teufels spritzte Blut. Eine Mistgabel entglitt satanisch roten Fingern.

Vor jedem Flugzeug stand ein haferschleimfarbener Pilot, ebenfalls schweigend.

Durch diese schwüle, drückende Stille drang plötzlich ein bohrendes Geräusch, das dem Sirren einer Stechmücke glich. Eine Sirene kam näher. Es war die Sirene auf »Papas« blankpoliertem Cadillac.

Die Limousine hielt mit rauchenden Reifen vor uns an.

Heraus stiegen »Papa« Monzano, seine Adoptivtochter Mona Aamons Monzano und Franklin Hoenikker.

Eine schwache, gebieterische Geste von »Papa« und die Menge stimmte die Nationalhymne von San Lorenzo an. Der Text war 1922 von Lionel Boyd Johnson, von Bokonon, verfaßt worden und lautete:

In Glück und Reichtum leben wir,
O Vaterland, wir danken dir.
Unsre Frauen sind Engel der Tugend,
Unsre Männer sind mutige Recken,
Wir vertrauen den Kindern, der Jugend,

Kennen nicht Furcht oder Schrecken.
San, San Lo-ren-zo!
Wie stark er auch immer sei,
Der Feind, er muß verzagen,
Seine stärksten Waffen versagen
Gegen ein Volk, so ehrwürdig und frei.

64 Füllhorn ewigen Glücks

Und dann herrschte wieder Totenstille.

»Papa«, Mona und Frank kamen zu uns auf die Tribüne. Ein Trommelwirbel begleitete ihren kurzen Weg. Ein Fingerzeig von »Papa« und die Trommel schwieg.

»Papa« hatte einen Pistolenhalter umgeschnallt, in dem eine verchromte 45er steckte. Er war ein uralter Mann, wie so viele Angehörige meiner *Karass*. Sein Zustand war jämmerlich. Kleine, wacklige Schritte, gelbliche Krötenaugen, zitternde Hände. Er war immer noch ein dicker Mann, aber sein Fett schmolz rasch dahin, denn seine einfache Uniform schlotterte verdächtig.

Sein Leibwächter war Generalmajor Franklin Hoenikker, der eine weiße Uniform trug. Frank – dünne Ärmchen, schmale Schultern – sah aus wie ein Kind, das eigentlich längst ins Bett gehörte. An seiner Uniformjacke hing ein Orden.

Ich hatte Mühe, »Papa« und Frank im Auge zu behalten – nicht, weil mir die Sicht versperrt gewesen wäre, sondern weil ich meinen Blick nicht von Mona losreißen konnte. Ich taumelte vor Wonne und Schmerz, war völlig überdreht und nicht mehr Herr meiner Sinne. Meine kühnsten und gierigsten Träume über die ideale Frau wurden in Mona Wirklichkeit. Hier – Gott erfreue sich an ihrer sanften Seele – war das Füllhorn des ewigen Glücks.

Dieses Mädchen war von unglaublicher Gelassenheit, dabei war sie erst achtzehn Jahre alt. Sie schien alles zu verstehen und alles zu sein, was es zu verstehen gab. In den *Schriften des Bokonon* wird sie namentlich erwähnt. Bokonon schreibt über sie: »Mona besitzt die Schlichtheit des Kosmos.«

Sie trug ein weißes griechisches Gewand.

Und flache Sandalen schmückten ihre kleinen braunen Füße.

Ihr blaßgoldenes Haar war lang und glatt.

Ihre Hüften waren eine Lyra.

Herr im Himmel.

Füllhorn ewigen Glücks.

Sie war das einzig schöne Mädchen in San Lorenzo. Sie war der Nationalschatz. »Papa« hatte sie Philip Castle zufolge adoptiert, um der Härte seiner Herrschaft eine göttliche Note zu verleihen.

Das Xylophon wurde vor die Tribüne gerollt. Und Mona spielte darauf. Sie spielte »When Day Is Done«. Ein herrliches Tremolo – erst anschwellend, dann verebbend, dann wieder anschwellend. Die Menge war berauscht von so viel Schönheit.

Und dann war der Moment für »Papas« Begrüßungsansprache gekommen.

65 Ein günstiger Augenblick, um nach San Lorenzo zu kommen

»Papa« war Autodidakt und ehemaliger Kammerdiener von Korporal McCabe. Er hatte die Insel nie verlassen. Sein Englisch war recht passabel.

Alles, was wir auf der Tribüne sagten, dröhnte über Lautsprecher in die Menge.

Jedes Wort, das aus den Schalltrichtern kam, plapperte einen kurzen breiten Boulevard hinunter, brach sich an den Glasfas-

saden der drei Neubauten am Ende der Straße und schnarrte wieder zurück.

»Willkommen!« sagte »Papa«. »Sie kommen zum besten Freund, den Amerika jemals hatte. Amerika wird überall in der Welt mißverstanden, aber hier nicht, Herr Botschafter.« Er verbeugte sich in Richtung H. Lowe Crosby, des Fahrradfabrikanten, den er irrtümlicherweise für den Botschafter hielt.

»Ich weiß, daß Ihr Land schwer in Ordnung ist, Mr. President«, sagte Crosby. »Ich habe weiß Gott nur Gutes darüber gehört. Nur eins ...«

»Ja?«

»Ich bin nicht der Botschafter. Wollt', ich wär's, bin aber nur ein ganz gewöhnlicher Geschäftsmann«, sagte Crosby. Es kostete ihn einige Überwindung, den richtigen Botschafter vorzustellen. »Der Herr da drüben ist das hohe Tier.«

»Ach so.« »Papa« lächelte über seinen Fehler. Plötzlich erstarb das Lächeln auf seinen Lippen. Er zuckte vor Schmerz zusammen, krümmte sich, schloß die Augen und konzentrierte sich darauf, den Schmerz zu überstehen. Frank Hoenikker machte ungeschickte Versuche, ihm zu helfen. »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Entschuldigen Sie«, flüsterte »Papa« schließlich und richtete sich ein wenig auf. Tränen standen in seinen Augen. Er wischte sie fort und richtete sich ganz auf. »Ich bitte um Verzeihung.«

Einen Moment lang schien er nicht zu wissen, wo er war, was von ihm erwartet wurde, doch dann erinnerte er sich. Er schüttelte Horlick Minton die Hand.

»Hier sind Sie unter Freunden.«

»Daran zweifle ich nicht«, sagte Minton höflich.

»Christen«, sagte »Papa«.

»Gut.«

»Antikommunisten«, sagte »Papa«.

»Gut.«

»Keine Kommunisten hier«, sagte »Papa«. »Sie haben zu viel Angst vor dem Haken.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Minton.

»Wie günstig, daß Sie gerade jetzt eintreffen«, sagte »Papa«. »Morgen ist einer der glücklichsten Tage in der Geschichte unseres Landes. Morgen begehen wir unseren höchsten Nationalfeiertag, den Tag der Hundert Märtyrer für die Demokratie. Und gleichzeitig feiern wir auch die Verlobung von Generalmajor Hoenikker mit Mona Aamons Monzano, dem wertvollsten Menschen in meinem Leben und im Leben von San Lorenzo.«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück, Miss Monzano«, sagte Minton herzlich. »Und *Ihnen* gratuliere ich, General Hoenikker.«

Die beiden jungen Leute nickten zum Dank.

Minton sprach nun über die sogenannten Hundert Märtyrer für die Demokratie, wobei er eine faustdicke Lüge aufstischte. »Jedes amerikanische Schulkind kennt die Geschichte von dem großen Opfer, das San Lorenzo im Zweiten Weltkrieg brachte. Jene hundert tapferen San Lorenzaner, deren Ehrentag wir morgen begehen, haben alles gegeben, was freiheitsliebende Menschen überhaupt geben können. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mich gebeten, ihn bei den Feierlichkeiten morgen zu vertreten und einen Kranz, das Geschenk des amerikanischen Volkes an das Volk von San Lorenzo, ins Meer zu werfen.«

»Das Volk von San Lorenzo dankt Ihnen und Ihrem Präsidenten und dem großherzigen Volk der Vereinigten Staaten von Amerika für die Aufmerksamkeit«, sagte »Papa«. »Es wäre uns eine Ehre, wenn Sie den Kranz morgen während der Verlobungsfeier ins Meer werfen würden.«

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite.«

»Papa« verfügte noch, daß wir ihn morgen zu der Kranzzeremonie und zur Verlobungsfeier alle mit unserer Gegenwart zu beehren hätten. Wir sollten uns mittags in seinem Palast

einfinden.

»Was für Kinder werden die beiden haben!« sagte »Papa« und forderte uns auf, Frank und Mona anzuschauen. »Was für ein Blut! Was für eine Schönheit!«

Der Schmerz überwältigte ihn von neuem.

Wieder schloß er die Augen und krümmte sich zusammen.

Er wartete, aber die Schmerzen ließen nicht nach.

Unter schlimmsten Qualen wandte er sich von uns ab und der Menge und dem Mikrofon zu. Er versuchte, sich der Menge durch Gesten verständlich zu machen, was mißlang. Er versuchte, der Menge etwas zu sagen, was mißlang.

Dann stieß er doch ein paar Worte hervor. »Geht heim«, rief er halb erstickt. »Geht heim!«

Die Menge stob wie Herbstlaub auseinander.

»Papa« wandte sich uns wieder zu, noch immer schmerzverzerrt...

Und dann brach er zusammen.

66 *Das Stärkste, was es gibt*

Er war nicht tot.

Aber er sah alles andere als lebendig aus; hin und wieder ein leichtes Zucken, das waren seine einzigen Lebenszeichen.

Frank beteuerte lauthals, »Papa« sei nicht tot, er *könne* nicht tot sein. Er drehte fast durch. »»Papa! Sie dürfen nicht sterben! Sie dürfen nicht!«

Frank öffnete »Papas« Kragen und Militärrock und massierte seine Handgelenke. »Er braucht Luft! »Papa« braucht Luft!«

Die Kampfpiloten kamen gelaufen, um uns zu helfen. Einer war so geistesgegenwärtig, die Flughafenambulanz zu verständigen.

Die Kapelle und die Fahnenabordnung hatten keine neuen

Befehle erhalten und verharrten bebend in Habachtstellung.

Ich sah mich nach Mona um. Sie hatte sich zum Geländer der Tribüne zurückgezogen und nichts von ihrer Gelassenheit verloren. Der Tod, sollte er hier vor der Tür stehen, brachte sie nicht aus der Ruhe.

Neben ihr stand ein Pilot. Er sah sie nicht an, aber er glänzte vor Schweiß, was ich ihrer Nähe zuschrieb.

»Papa« erwachte jetzt ein wenig aus seiner Bewußtlosigkeit. Er hob die Hand, die wie ein gefangener Vogel flatterte, und deutete auf Frank. »Du ...«, sagte er.

Seine Lippen bewegten sich, aber wir hörten nichts als ein paar gurgelnde Laute.

Da hatte jemand eine Idee, die zunächst das einzig Wahre zu sein schien, sich aber dann als ziemlich furchtbar erwies. Ich glaube, es war ein Pilot, der das Mikrofon vom Ständer nahm und »Papa« vor die gurgelnden Lippen hielt, um den Klang seiner Worte zu verstärken.

So hallten Todesgeröchel und alle möglichen spastischen Jodler von den drei Neubauten wider.

Und dann kamen Worte.

»Du«, sagte er heiser zu Frank, »du – Franklin Hoenikker – wirst der nächste Präsident von San Lorenzo sein. Wissenschaft – das ist dein Gebiet. Wissenschaft ist das Stärkste, was es gibt.

Wissenschaft«, sagte »Papa«. »Eis.« Er verdrehte seine gelben Augen und fiel wieder in Ohnmacht.

Ich sah zu Mona.

Ihr Gesichtsausdruck war unverändert.

Dagegen war der Pilot neben ihr in eine orgiastische Erstarrung verfallen, und seine Gesichtszüge waren angespannt wie bei einer Ordensverleihung.

Ich senkte meinen Blick und sah etwas, das ich nicht hätte sehen sollen.

Mona war aus einem ihrer Sandalen geschlüpft. Ihr kleiner

brauner Fuß war nackt.

Und mit diesem Fuß rieb und rieb und rieb sie – rieb sie auf geradezu obszöne Weise – den Stiefelspann des Piloten.

67 Hö-hu-koo-kon!

»Papa« starb nicht – noch nicht.

Er wurde in dem großen roten Fleischwagen des Flughafens abtransportiert.

Die Mintons wurden in einer amerikanischen Limousine zu ihrer Botschaft gebracht.

Newt und Angela wurden in einer San Lorenzanischen Limousine zu Franks Haus gebracht.

Die Crosbys und ich wurden mit dem einzigen Taxi von San Lorenzo, einem Chrysler mit Klappsitzen, Baujahr 1939, zum Casa Mona Hotel gebracht. Auf den Türen des Taxis stand »Castle Transportation Inc.« Das Taxi gehörte Philip Castle, dem Besitzer des Casa Mona, dem Sohn des hundertprozentig selbstlosen Mannes, den ich interviewen sollte.

Die Crosbys und ich waren ziemlich durcheinander, was sich darin äußerte, daß wir ein paar Fragen umgehend beantwortet haben wollten. Die Crosbys wollten wissen, wer Bokonon war. Sie waren empört bei dem Gedanken, daß irgend jemand es wagen konnte, gegen »Papa« Monzano zu sein.

Ich dagegen wollte sofort wissen, wer die Hundert Märtyrer für die Demokratie gewesen waren.

Zuerst erhielten die Crosbys ihre Antwort. Sie verstanden den Inseldialekt nicht, so daß ich für sie dolmetschen mußte. Crosby fragte unseren Taxifahrer: »Wer, zum Teufel, ist eigentlich dieser Pinkel Bokonon?«

»Sehr schlechter Mensch«, sagte der Taxifahrer. In Wirklichkeit sagte er: »*Sörr schlachter Mönnisch.*«

»Kommunist?« fragte Crosby, nachdem ich übersetzt hatte.
 »Ja, bestimmt.«
 »Hat er Anhänger?«
 »Sir?«
 »Gibt es Leute, die glauben, daß er was taugt?«
 »Aber nein, Sir«, sagte der Taxifahrer andächtig. »Keiner so dumm.«
 »Warum hat man ihn noch nicht geschnappt?« fragte Crosby mit Nachdruck.
 »Nix finden«, sagte der Taxifahrer. »Mann sehr schlau.«
 »Na, dann gibt es eben Leute, die ihn versteckt halten und ihm zu essen geben, sonst wäre er ja schon hinter Schloß und Riegel.«
 »Niemand ihn verstecken, niemand ihm Essen geben. Leute nicht so dumm.«
 »Sind Sie da sicher?«
 »Ja, sicher«, sagte der Taxifahrer. »Wer diese alte verrückte Mann Essen gibt, wer ihn läßt schlafen in seine Haus, kommt an Haken. Keiner will Haken.«
 Dieses letzte Wort sprach er so aus: *»Hö-hu-koo-kon.«*

68 Hun-jörö Mura-tortz

Ich fragte den Taxifahrer, wer die Hundert Märtyrer für die Demokratie gewesen seien. Der Boulevard, den wir entlang-fuhren, hieß, wie ich feststellte, Boulevard der Hundert Märty-rer für die Demokratie.

Der Taxifahrer erzählte mir, daß San Lorenzo eine Stunde nach dem Angriff auf Pearl Harbor Deutschland und Japan den Krieg erklärt hatte.

San Lorenzo zog hundert Mann ein, die auf der Seite der Demokratie kämpfen sollten. Diese hundert Mann wurden

eingeschifft mit Kurs auf die Vereinigten Staaten, wo sie bewaffnet und ausgebildet werden sollten.

Kaum hatte das Schiff den Hafen von Bolivar verlassen, wurde es von einem deutschen U-Boot versenkt.

»Dus, Söhör«, sagte er, »sin hü Hun-jörö Mura-tortz fürs Domu-kratz-jih.«

»Das, Sir«, sagte er in seinem Dialekt, »sind die Hundert Märtyrer für die Demokratie.«

69 Ein großes Mosaik

Die Crosbys und ich hatten die kuriose Ehre, die allerersten Gäste eines neuen Hotels zu sein. Wir durften uns als erste ins Gästebuch des Casa Mona eintragen.

Die Crosbys standen vor mir an der Rezeption, aber H. Lowe Crosby war über das völlig leere Gästebuch derart verduzt, daß er es nicht über sich brachte, sich einzutragen. Er mußte eine Weile darüber nachdenken.

»Tragen Sie sich erst ein«, bat er mich. Um den Verdacht gar nicht erst aufkommen zu lassen, er sei abergläubisch, erklärte er, er wolle den Mann fotografieren, der an einem riesigen Mosaik in der Eingangshalle arbeitete.

Das Mosaik war ein Porträt von Mona Aamons Monzano. Es war sechs Meter hoch. Der Mann, der daran arbeitete, war jung und kräftig. Er saß auf einer Treppenleiter. Außer einer weißen Segeltuchhose hatte er nichts an.

Er war ein Weißer.

Der Mosaikkünstler gestaltete gerade Monas feine Nackenhaare, wozu er kleine Goldstückchen verwandte.

Crosby ging zu ihm hinüber, um ihn zu fotografieren. Er kam zurück und berichtete, dieser Mann sei der größte Pinkel, der ihm jemals über den Weg gelaufen sei. Bei diesen Worten hatte

Crosbys Gesicht die Farbe von Tomatensaft angenommen.
»Egal, was man sagt, er dreht einem das Wort im Mund rum.«

Ich ging also zu dem Mosaikkünstler hinüber, sah ihm eine Zeitlang zu und sagte dann: »Ich beneide Sie.«

»Ich hab' es doch immer gewußt«, seufzte er, »wenn ich nur lange genug warte, wird eines Tages jemand kommen, der mich beneidet. Geduld, Geduld, habe ich mir immer gesagt, früher oder später wird schon ein neidischer Mensch aufkreuzen.«

»Sind Sie Amerikaner?«

»Dessen darf ich mich glücklich schätzen.« Er arbeitete weiter, ohne mich eines Blickes zu würdigen. »Wollen Sie mich auch fotografieren?«

»Haben Sie etwas dagegen?«

»Ich denke, also bin ich, also bin ich fotogen.«

»Leider habe ich meinen Fotoapparat nicht dabei.«

»Dann holen Sie ihn gefälligst! Oder sind Sie so ein Typ, der sich voll und ganz auf sein Gedächtnis verläßt?«

»Das Gesicht, das Sie gerade gestalten, werde ich wohl so schnell nicht vergessen.«

»Sie vergessen es, sobald Sie tot sind. Ich auch. Wenn ich tot bin, vergesse ich alles – und ich rate Ihnen, sich auch darauf einzustellen.«

»Hat sie Ihnen Modell gestanden oder arbeiten Sie nach Fotografien oder was?«

»Ich arbeite nach oder was.«

»Was?«

»Ich arbeite nach oder was.« Er tippte sich an die Schläfe.
»Es ist alles in diesem beneidenswerten Kopf.«

»Kennen Sie sie?«

»Dessen darf ich mich glücklich schätzen.«

»Frank Hoenikker ist ein Glückspilz.«

»Frank Hoenikker ist ein Stück Scheiße.«

»Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, das muß man Ihnen

lassen.«

»Ich bin auch reich.«

»Freut mich.«

»Falls Sie's aus berufenem Munde hören wollen, Geld macht nicht unbedingt glücklich.«

»Danke für den Hinweis. Sie haben mir eine Menge Ärger erspart, ich war gerade drauf und dran, eine Stange Geld zu verdienen.«

»Wie?«

»Als Schriftsteller.«

»Ich habe einmal ein Buch geschrieben.«

»Titel?«

»*San Lorenzo*«, sagte er, »*Land, Leute, Geschichte*.«

70 Privatunterricht bei Bokonon

»Also sind Sie Philip Castle«, sagte ich, »der Sohn von Julian Castle.«

»Dessen darf ich mich glücklich schätzen.«

»Ich bin hergekommen, um Ihren Vater zu treffen.«

»Sind Sie Aspirin-Vertreter?«

»Nein.«

»Schade. Vater ist nämlich zur Zeit knapp mit Aspirin. Und Wundermittel? Vater vollbringt nämlich gern ab und zu ein kleines Wunder.«

»Ich bin kein Arzneimittelvertreter. Ich bin Schriftsteller.«

»Wer sagt Ihnen, daß ein Schriftsteller kein Arzneimittelvertreter ist?«

»Okay, okay. Ich bekenne mich schuldig.«

»Vater braucht irgendein Buch, aus dem er Leuten vorlesen kann, die im Sterben liegen oder schreckliche Schmerzen haben. Ich nehme nicht an, daß Sie etwas in dieser Richtung

geschrieben haben?«

»Noch nicht.«

»Ich glaube, damit könnte man Geld machen. Noch ein brauchbarer Tip für Sie.«

»Vielleicht könnte ich den ›23. Psalm‹ überarbeiten, ihn ein bißchen ummodelln, so daß kein Mensch merken würde, daß er nicht von mir stammt.«

»Bokonon hat versucht, ihn zu überarbeiten«, erzählte er. »Und er mußte feststellen, daß er kein einziges Wort verändern konnte.«

»Kennen Sie ihn auch?«

»Dessen darf ich mich glücklich schätzen. Als kleiner Junge hatte ich bei ihm Privatunterricht.« Er wies mit einer sentimentalen Geste auf das Mosaik. »Mona hatte auch bei ihm Privatunterricht.«

»War er ein guter Lehrer?«

»Mona und ich können beide lesen, schreiben und einfache Additionsaufgaben lösen«, sagte Castle, »wenn es das ist, was Sie meinen.«

71 Das Glück, Amerikaner zu sein

H. Lowe Crosby drängte es wieder zu Castle, dem Pinkel.

»Als was bezeichnen Sie sich eigentlich«, schnaubte Crosby, »als Beatnik oder was?«

»Ich bezeichne mich als Bokononist.«

»Das ist doch in diesem Land verboten, oder?«

»Ich habe zufällig das Glück, Amerikaner zu sein. Und ich konnte überall herumtrompeten, daß ich Bokononist bin, und kein Schwein hat sich darum geschert.«

»Ich halte mich an die Gesetze, egal, in welchem Land ich bin.«

»Was Sie nicht sagen!«

Crosby hatte sich nun dunkelblau verfärbt. »Fick dich ins Knie.«

»Gleichfalls«, sagte Castle sanft, »und fick dann auch gleich noch Weihnachten und den Muttertag.«

Crosby schritt durch die Eingangshalle zum Portier und sagte: »Ich möchte diesen Mann da drüben anzeigen, diesen Pinkel, diesen sogenannten Künstler. Ihr habt hier 'ne hübsche kleine Insel und strampelt euch ab von wegen Tourismus und ausländischen Kapitalanlagen. Aber die Umgangsformen dieses Herrn da drüben reichen mir, ich hab' von San Lorenzo die Nase voll – und wenn Freunde mich um Rat fragen, um San Lorenzo sollen sie bloß einen großen Bogen machen, das sag' ich ihnen. Mag ja sein, daß auf der Wand da drüben 'n ganz hübsches Bild entsteht, aber der Pinkel, der's hinpappt, ist der unverschämteste, widerwärtigste Hurensohn, dem ich je begegnet bin.«

Der Portier schnappte nach Luft. »Sir ...« »Ich höre«, sagte Crosby, der einer Dynamitladung glich.

»Sir – ihm gehört das Hotel.«

72 Das Pinkel-Hilton

H. Lowe Crosby und seine Frau annullierten ihre Buchung im Casa Mona. Crosby sprach vom »Pinkel-Hilton« und verlangte ein Quartier in der amerikanischen Botschaft.

So war ich dann der einzige Gast in einem Hundertzimmerhotel.

Mein Zimmer war wirklich hübsch. Wie alle Zimmer lag es zum Boulevard der Hundert Märtyrer für die Demokratie, dem Monzano-Flughafen und, weiter hinten, dem Hafen von Bolivar. Das Casa Mona glich einem Bücherschrank, Seitenteile

und Rückwand geschlossen und die Front aus blaugrünem Glas. Der Schmutz und das Elend der Stadt lagen hinter und neben dem Casa Mona, waren also von den Zimmern aus nicht sichtbar.

Mein Zimmer hatte eine Klimaanlage. Es war ziemlich kalt. Und weil ich aus brütender Hitze in diese Kälte kam, mußte ich niesen.

Auf dem Nachttisch stand eine Vase mit frischen Blumen, aber mein Bett war noch nicht bezogen. Ich fand nicht einmal ein Kissen, nur eine funkelnagelneue Schlaf-dich-schön-Matratze. Und im Schrank waren keine Kleiderbügel, und im Bad war kein Toilettenpapier.

Ich ging also auf den Flur, um nach einem Zimmermädchen Ausschau zu halten, das mein Zimmer ein bißchen vollständiger ausrüsten würde. Es war niemand draußen, aber am Ende des Flurs drangen aus einer offenen Tür schwache Laute.

Ich ging zu der Tür, die in einen großen, mit alten Zeitungen ausgelegten Raum führte. Er wurde gestrichen, aber die beiden Anstreicher strichen nicht, als ich auftauchte. Sie saßen auf einem Gerüstbrett, das an der ganzen Fensterwand entlanglief.

Sie hatten die Schuhe ausgezogen. Sie hielten die Augen geschlossen. Sie saßen sich gegenüber.

Sie preßten ihre nackten Fußsohlen aneinander.

Sie umklammerten ihre Knöchel und schienen zu zwei lebenden Dreiecken erstarrt.

Ich räusperte mich.

Sie purzelten von dem Brett auf die farbbeklecksten Zeitungen, landeten auf Händen und Knien und verharrten in dieser Position – Hintern in die Luft, Nasen fast am Boden.

Sie erwarteten die Todesstrafe.

»Entschuldigung«, sagte ich erstaunt.

»Nicht verraten«, winselte der eine, »bitte, bitte nicht verraten.«

»Was verraten?«

»Was Sie gesehen haben!«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Wenn Sie uns verraten«, sagte er und legte seine Wange auf den Boden und sah mich flehend an, »müssen wir sterben – am *Hö-hu-koo-kon*.«

»Hört zu, Freunde« sagte ich, »entweder bin ich zu früh oder zu spät hier reingekommen, jedenfalls habe ich nichts gesehen, was einer Erwähnung wert wäre. So stehen Sie doch bitte auf.«

Sie standen auf und starrten mich noch immer an. Sie zitterten wie Espenlaub. Ich konnte sie schließlich beruhigen und versprach, keiner Menschenseele zu verraten, was ich gesehen hatte.

Was ich gesehen hatte, war natürlich das bokononistische Ritual *Boko-maru*, der Versuch zweier Menschen, zu einer geistig-seelischen Einheit zu verschmelzen.

Wir Bokononisten glauben, daß man unmöglich mit jemanden Sohle an Sohle sein kann, ohne ihn zu lieben, vorausgesetzt, beide haben hübsch saubere und gepflegte Füße.

Die Grundlage der Fußzeremonie ist folgender »Calypso«:

Unsre Füße sollen sich berühren, ja,
Auf daß jeder wertvoller werde,
Und wir wollen einander lieben, ja,
Genau wie unsere Mutter Erde.

73 Der schwarze Tod

Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, war Philip Castle – Mosaikkünstler, Historiker, Registerverfasser, Pinkel und Hotelbesitzer – damit beschäftigt, in meinem Bad eine Rolle Toilettenpapier aufzuhängen.

»Vielen Dank«, sagte ich.

»Es ist mir ein Vergnügen.«

»Das nenn' ich ein Hotel mit Herz. Wie viele Hotelbesitzer kümmern sich schon persönlich um das Wohl eines Gastes?«

»Wie viele Hotelbesitzer haben nur einen einzigen Gast?«

»Sie hatten mal drei.«

»Gute alte Zeit.«

»Wissen Sie, ich kenne Sie zwar kaum, aber mir ist es doch ein Rätsel, wie ein Mensch mit Ihrer Begabung sich ausgerechnet dem Hotelfach verschreibt.«

Bestürzt runzelte er die Stirn. »Mein Geschick im Umgang mit Gästen ist nicht gerade berauschend, wie?«

»Ich kannte mal ein paar Absolventen der Hotelfachschule in Cornell; ich kann mir nicht helfen, aber die hätten die Crosbys etwas anders behandelt.«

Er nickte verlegen. »Ich weiß, ich weiß.« Er ließ die Arme hängen. »Weiß der Himmel, warum ich dieses Hotel gebaut habe – vielleicht, um mit meinem Leben etwas anzufangen, etwas zu tun, nicht einsam zu sein.« Er schüttelte den Kopf. »Ich hatte die Wahl: Einsiedler werden oder ein Hotel eröffnen – dazwischen gab es nichts.«

»Sie sind doch im Hospital Ihres Vaters aufgewachsen?«

»Stimmt. Mona und ich haben dort unsere Kindheit und frühe Jugend verbracht.«

»Haben Sie nie daran gedacht, in die Fußstapfen Ihres Vaters zu treten?«

Castle junior lächelte müde und wich einer präzisen Antwort aus. »Er ist schon ein komischer Mensch, mein Vater«, sagte er. »Sie werden ihn mögen.«

»Davon bin ich überzeugt. Derart selbstlose Menschen trifft man nicht alle Tage.«

»Als ich ungefähr fünfzehn war«, sagte Castle, »brach ganz in der Nähe auf einem griechischen Schiff, das Korbmöbel von Hongkong nach Havanna bringen sollte, eine Meuterei aus. Die Meuterer übernahmen das Kommando, kannten sich aber mit

dem Schiff nicht aus, und es zerschellte an den Felsen unweit von ›Papa‹ Monzanos Schloß. Alle ertranken, bis auf die Ratten. Die Ratten und die Korbmöbel erreichten die Küste.«

Das schien das Ende der Geschichte zu sein, aber ich war mir nicht ganz sicher. »Und?«

»Und so bekamen einige Leute umsonst neue Möbel und einige Leute bekamen die Beulenpest. In Vaters Hospital starben innerhalb von zehn Tagen vierzehnhundert Menschen. Haben Sie mal gesehen, wie jemand an der Beulenpest stirbt?«

»So unglücklich mußte ich mich bisher nicht schätzen.«

»Die Lymphknoten in der Leistengegend und unter den Achseln werden so groß wie Grapefruits.«

»Das will ich gerne glauben.«

»Und nach dem Tod wird der Körper schwarz – nach Athen getragene Eulen, im Fall von San Lorenzo. Als die Seuche ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah es im Haus zur guten Hoffnung wie in Auschwitz oder Buchenwald aus. Der Bulldozer blieb buchstäblich in den Leichen stecken, die er ins Massengrab schaufeln sollte. Vater arbeitete tagelang durch, ohne zu schlafen, nicht nur, ohne zu schlafen, sondern auch ohne viele Menschenleben zu retten.«

Mein Telefon läutete und unterbrach Castles Schauergeschichte.

»Sieh an«, sagte Castle, »ich wußte nicht einmal, daß die Telefone schon angeschlossen sind.«

Ich nahm den Hörer ab. »Hallo?«

Es war Generalmajor Franklin Hoenikker. Er schien außer Atem und völlig verstört zu sein. »Hören Sie! Sie müssen sofort zu mir nach Hause kommen. Wir müssen miteinander reden! Es könnte für Sie äußerst wichtig sein!«

»Können Sie mir ungefähr sagen, worum es sich handelt?«

»Nicht am Telefon, nicht am Telefon. Kommen Sie! Kommen Sie sofort! Bitte!«

»In Ordnung.«

»Ich meine es ernst. Es ist wirklich äußerst wichtig, ein Meilenstein in Ihrem Leben.« Er legte auf.

»Worum ging's denn?« fragte Castle.

»Ich habe keine Ahnung. Frank Hoenikker möchte mich augenblicklich sehen.«

»Lassen Sie sich Zeit. Er ist ein Trottel.«

»Er sagte, es sei wichtig.«

»Woher soll denn der wissen, was wichtig ist? Ich könnte aus einer Banane einen brauchbareren Kerl schnitzen.«

»Na schön, erzählen Sie Ihre Geschichte trotzdem zu Ende.«

»Wo war ich stehengeblieben?«

»Die Beulenpest. Der Bulldozer blieb in den Leichen stecken.«

»Ach ja. Jedenfalls konnte ich einmal nachts nicht schlafen und blieb mit Vater auf. Wir suchten vergeblich nach lebenden Patienten. Wir gingen von Bett zu Bett, überall lagen Tote.

Und plötzlich fing Vater an zu kichern«, fuhr Castle fort. »Er konnte nicht mehr aufhören. Er nahm seine Taschenlampe und ging in die Nacht hinaus. Er kicherte ununterbrochen weiter und ließ das Licht der Taschenlampe über die Leichenberge tanzen. Er legte seine Hand auf meinen Kopf, und wissen Sie, was dieser unglaubliche Mann zu mir sagte?«

»Nein.«

»»Mein Sohn, sagte mein Vater, »eines Tages wird das alles dir gehören.««

74 Katzenwiege

In San Lorenzos einzigem Taxi fuhr ich zu Franks Haus. Wir fuhren durch grauenvolle Elendsviertel und dann den Mount McCabe hinauf. Es wurde kühler. Nebel stieg auf. Franks Haus war das ehemalige Domizil von Nestor Aamons, dem Vater

von Mona, dem Architekten des Hauses zur guten Hoffnung im Dschungel.

Aamons hatte das Haus selbst entworfen.

Es war über einen Wasserfall gebaut; eine freitragende Terrasse ragte in den Dunst, der aus den Tiefen des Wasserfalls emporstieg. Das Haus war ein geschickt gemachtes Gitterwerk aus sehr leichten stählernen Stangen und Pfosten, dessen Zwischenräume mal offen, mal mit rohen Steinen, Fensterglas oder Vorhängen aus Segeltuch ausgefüllt waren.

Das Haus sollte weniger einen bestimmten Bereich umschließen, als vielmehr davon künden, wie absonderlich fleißig ein Mann hier gewesen war.

Ein Diener begrüßte mich höflich und teilte mir mit, daß Frank noch nicht zurück sei. Man erwarte ihn aber jeden Moment. Frank hatte die Anweisung hinterlassen, man sollte mir jeden Wunsch von den Lippen ablesen, und ich sollte zum Abendessen und über Nacht bleiben. Der Diener, der sich mit dem Namen Stanley vorstellte, war der erste wohlgenährte San Lorenzaner, den ich zu Gesicht bekam.

Stanley brachte mich zu meinem Zimmer. Er führte mich um die Eingangshalle herum und dann eine Treppe aus unbearbeiteten Steinen hinunter, eine Treppe, die durch stahlgerahmte Rechtecke mal geschützt, mal freigelegt war. Mein Bett war eine Schaumgummimatte, die auf einem groben Steinklotz lag. Die Wände des Zimmers waren aus Segeltuch. Stanley zeigte mir, wie ich sie nach Belieben aufrollen und wieder herunterlassen könnte.

Ich fragte Stanley, ob noch jemand zu Hause sei. »Nur Newt«, sagte er. »Newt ist draußen auf der Terrasse und malt ein Bild. Angela besichtigt das Haus zur guten Hoffnung im Dschungel.«

Ich ging auf die schwindelerregende Terrasse über dem Wasserfall. Newt saß in einem gelben Liegestuhl und schlief.

Das erwähnte Bild, an dem er gearbeitet hatte, stand auf einer

Staffelei am Terrassengeländer und hob sich gegen den wassersprühenden Blick auf Meer, Tal und Himmel ab.

Newts Gemälde war klein, schwarz und voller Warzen.

In die dicke schwarze Farbschicht waren Linien gekratzt, die eine Art Spinnennetz bildeten. Sollte das vielleicht das klebrige Netz menschlicher Nichtigkeit sein, in einer mondlosen Nacht zum Trocknen aufgehängt?

Ich ließ den Zwerg, der dieses gräßliche Ding fabriziert hatte, weiterschlafen. Ich rauchte eine Zigarette und lauschte den geheimnisvollen Stimmen des Wassers.

In weiter Ferne unter uns hörte man eine Detonation, von der Klein Newt aufwachte. Der Knall durchzog das Tal und stieg zum Allmächtigen empor. Jeden Tag um fünf, erklärte mir Franks Kammerdiener, werde im Hafengebiet von Bolivar ein Kanonenschuß abgefeuert.

Klein Newt bewegte sich.

Noch im Halbschlaf fuhr er mit seinen schwarzen farbbesudelten Händen über Mund und Kinn, dann rieb er sich die Augen und hatte allmählich sein ganzes Gesicht verschmiert.

»Hallo«, sagte er verschlafen.

»Hallo«, sagte ich. »Ihr Bild gefällt mir.«

»Erkennen Sie, was es ist?«

»Ich glaube, es sagt jedem Betrachter etwas anderes.«

»Es ist eine Katzenwiege.«

»Aha«, sagte ich. »Sehr gut. Die eingekratzten Linien sind die Schnur. Stimmt's?«

»Fadenfiguren zaubern – eins der ältesten Spiele der Welt. Sogar die Eskimos kennen es.«

»Was Sie nicht sagen.«

»Seit mindestens hunderttausend Jahren schwenken die Erwachsenen ein solches Fadengewirr vor den Gesichtern ihrer Kinder hin und her.«

Ich schluckte.

Newt war noch immer in seinem Sessel zusammengerollt. Er

streckte seine schwarzen Hände vor, als hielte er eine Katzenwiege zwischen ihnen. »Kein Wunder, daß die Kinder verrückt werden. Eine Katzenwiege ist nichts weiter als ein paar gekreuzte Fäden zwischen irgendwelchen Händen. Und die Kleinen gucken und gucken und gucken ...«

»Und?«

»*Ums Verrecken keine Katze und ums Verrecken keine Wiege.*«

75 Grüßen Sie Albert Schweitzer von mir

Und dann kam Angela Hoenikker Conners, Newts Bohnenstange von Schwester, zurück. Sie wurde von Julian Castle begleitet, Philips Vater und Gründer des Hauses zur guten Hoffnung im Dschungel. Castle trug einen weißen ausgebeul-ten Leinenanzug und eine schmale Krawatte. Er hatte ein Menjoubärtchen und eine Glatze. Er war sehr hager. Ich glaube, er war ein Heiliger.

Er stellte sich Newt und mir auf der Terrasse vor. Er hatte eine Angewohnheit, die seinen göttlichen Nimbus auf einen Schlag vernichtete – er sprach aus dem Mundwinkel wie ein Kinogangster.

»Ich habe gehört, daß Sie ein Anhänger von Albert Schweitzer sind«, sagte ich.

»Aus der Ferne ...« bemerkte er mit einem verbrecherisch-höhnischen Grinsen. »Ich bin diesem Herrn nie begegnet.«

»Er weiß sicher von Ihrem Wirken, genau wie Sie von seinem.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Rechnen Sie damit, ihn einmal kennenzulernen?«

»Irgendwann mal, vielleicht.«

»Schön«, sagte Julian Castle, »falls Ihnen Dr. Schweitzer mal über den Weg läuft, können Sie ihm ja sagen, daß er *nicht mein* Vorbild ist.« Er zündete sich eine dicke Zigarre an.

Als die Zigarre gut zog, deutete er mit dem glühenden Ende auf mich. »Sie können ihm sagen, daß er nicht mein Vorbild ist. Aber Sie können ihm auch sagen, daß Jesus Christus es mit seiner Hilfe *geworden ist*.«

»Darüber wird er sich bestimmt freuen.«

»Das ist mir scheißegal. Das geht nur Jesus und mich etwas an.«

76 Julian Castle ist mit Newt der Meinung, daß alles sinnlos ist

Julian Castle und Angela gingen auf Newts Bild zu. Castle formte aus Daumen und Zeigefinger eine Art Blende, durch die er einen raschen Blick auf das Bild warf.

»Was halten Sie davon?« fragte ich ihn.

»Es ist *schwarz*. Was soll es sein – die Hölle?«

»Es ist, was immer es ist«, sagte Newt.

»Also die Hölle«, knurrte Castle.

»Man hat mir gerade verraten, daß es eine Katzenwiege ist«, sagte ich.

»Informationen aus erster Hand sind doch immer eine große Hilfe«, sagte Castle.

»Ich finde das Bild nicht schön«, sagte Angela. »Ich finde es häßlich, aber ich verstehe überhaupt nichts von moderner Kunst. Wenn Newt doch nur Unterricht nehmen würde! Dann fände er endlich heraus, ob er etwas Vernünftiges zuwege bringt.«

»Autodidakt, nicht wahr?« wandte sich Castle an Newt.

»Ist das nicht jeder?« gab Newt zurück.

»Die Antwort saß«, meinte Castle respektvoll.

Ich übernahm es, den tieferen Sinn der Katzenwiege zu erläutern, da Newt offenbar keine Lust hatte, den ganzen Sums noch einmal zu erzählen.

Und Castle nickte verständig. »Ein Bild über die totale Sinnlosigkeit also. Genau meine Meinung.«

»Ist das *wirklich* Ihre Meinung?« fragte ich. »Gerade eben haben Sie doch noch etwas über Jesus gesagt.«

»Über wen?« sagte Castle.

»Über Jesus Christus.«

»Oh«, sagte Castle. »Der.« Er zuckte die Schultern. »Die Leute müssen über irgend etwas reden, um ihre Stimmbänder in Übung zu halten, damit sie in Ordnung sind, falls es wirklich irgendwann mal was Sinnvolles zu sagen gibt.«

»Ich verstehe.« Mir war klar, daß es kein Zuckerlecken werden würde, eine publikumswirksame Reportage über ihn zu schreiben. Ich würde mich auf seine heiligen Werke konzentrieren und seine teuflischen Ansichten und Äußerungen völlig außer acht lassen müssen.

»Sie dürfen mich zitieren«, sagte er, »der Mensch ist gemein und tut nichts, was sich zu tun lohnte, und weiß nichts, was sich zu wissen lohnte.«

Er beugte sich zu Newt hinunter und schüttelte dessen farbverschmierte Hand. »Stimmt's?«

Newt nickte, obwohl er sich einen Moment zu fragen schien, ob Castle in seinen Behauptungen nicht etwas zu weit gegangen war. »Stimmt.«

Und dann ging der Heilige zu Newts Gemälde und nahm es von der Staffelei. Er sah uns mit blitzenden Augen an. »Mist – wie alles andere auch.«

Er warf das Bild über die Brüstung. Es segelte durch den Wind, wankte, schaukelte und wurde vom Wasserfall verschlungen.

Klein Newt brachte kein Wort heraus.

Angela fand als erste die Sprache wieder. »Du hast dein ganzes Gesicht mit Farbe vollgeschmiert, Honey. Geh rein und wasch dich.«

77 Aspirin und Boko-maru

»Sagen Sie, Doktor«, fragte ich Julian Castle, »was ist ›Papa‹ Monzano für ein Mensch?«

»Woher soll ich das wissen?«

»War er denn nie Ihr Patient?«

»Wir sprechen nicht miteinander.« Castle lächelte. »Das heißt, er spricht nicht mit mir. Schon seit drei Jahren nicht mehr. Damals sagte er, der einzige Umstand, der mich vor dem Haken bewahre, sei meine amerikanische Staatsbürgerschaft.«

»Womit haben Sie ihn denn beleidigt? Sie kommen hierher und gründen mit eigenem Geld ein kostenloses Hospital für seine Leute ...«

»Papa‹ paßt es nicht, wie wir die Patienten behandeln«, sagte Castle. »Vor allem die Patienten, die im Sterben liegen. Im Haus zur guten Hoffnung erteilen wir denen, die es wollen, die Sterbesakramente der bokononistischen Kirche.«

»Und wie geht das?«

»Ganz einfach. Es fängt mit einem Wechselgesang an. Möchten Sie es mal ausprobieren?«

»Nichts für ungut, aber ich fühle mich im Moment dem Tod noch nicht ganz so nah.«

Er zwinkerte schauerlich mit den Augen. »Klug von Ihnen, vorsichtig zu sein. Die Leute, die die Sterbesakramente empfangen, sterben nämlich auf ein bestimmtes Stichwort hin. Aber so weit muß es bei Ihnen ja nicht kommen, wenn wir unsere Füße nicht in Berührung bringen.«

»Füße?«

Er beschrieb mir die bokononistische Haltung die Füße betreffend.

»Das erklärte etwas, was ich im Hotel gesehen habe.« Ich erzählte ihm von den beiden Anstreichern auf dem Gerüstbrett.

»Es klappt, wissen Sie«, sagte er. »Die Leute, die das machen, sehen einander und die Welt danach in einem wesentlich besseren Licht.«

Ich schluckte.

»*Boko-maru*.«

»Sir?«

»So heißt diese Fußgeschichte«, sagte Castle. »Es klappt. Ich bin für alles dankbar, was klappt. Allgemein klappt verdammt *wenig*, wissen Sie.«

»Da haben Sie recht.«

»Mein Hospital wäre ohne Aspirin und *Boko-maru* verloren.«

»Daraus schließe ich«, sagte ich, »daß es auf der Insel noch immer ein paar Bokononisten gibt, trotz der Gesetze, trotz des *Hö-hu-koo-kon* ...«

Er lachte. »Sie haben's wohl noch nicht kapiert, wie?«

»Was?«

»Jeder in San Lorenzo ist, ungeachtet des *Hö-hu-koo-kon*, ein strenggläubiger Bokononist.«

78 Umzingelt

»Als Bokonon und McCabe sich vor Jahren an die Spitze dieses elenden Landes setzten«, sagte Julian Castle, »warfen sie die Priester raus. Und Bokonon machte sich ebenso zynisch wie spielerisch daran, eine neue Religion zu erfinden.« »Ich weiß«, sagte ich.

»Als dann klar wurde, daß keine Regierung und keine Wirtschaftsreform das Elend der Menschen zu mindern vermochte,

wurde die Religion zur einzigen Basis der Hoffnung. Die Wahrheit war der größte Feind der Menschen, weil die Wahrheit so schrecklich war. Deshalb machte Bokonon es sich zur Aufgabe, die Menschen mit immer besseren Lügen zu versorgen.«

»Und wie kam es dazu, daß er geächtet wurde?«

»Das war seine eigene Idee. Er schlug McCabe vor, ihn mit seiner Religion zu ächten, um dem religiösen Leben der Leute etwas mehr Würze, etwas mehr Pepp zu verleihen. Darüber hat er übrigens ein kleines Gedicht geschrieben.«

Castle zitierte dieses Gedicht, das in den *Schriften des Bokonon* nicht vorkommt:

Ich kehrte der Regierung den Rücken,
Und wißt ihr, warum ich das tat?
Weil eine Religion, die wirklich was taugt,
So was Ähnliches ist wie Hochverrat.

»Der Haken als angemessene Strafe für Bokononisten war auch Bokonons Idee«, sagte er. »Er hatte das in der Gruselkammer bei Madame Tussaud gesehen.« Er zwinkerte mir teuflisch zu. »Ebenfalls wegen der Würze.« »Sind viele Menschen am Haken gestorben?« »Anfangs nicht, anfangs nicht. Am Anfang war alles nur ein So-tun-als-ob. Es wurden Gerüchte über Hinrichtungen in die Welt gesetzt, aber niemand kannte einen, der auf diese Weise ums Leben gekommen war. Das waren noch schöne Zeiten für McCabe, als er den Bokononisten – also der gesamten Bevölkerung – nur mit blutrünstigen Drohungen zu kommen brauchte. – Und Bokonon zog sich in sein trautes Versteck im Dschungel zurück, wo er von früh bis spät schrieb und predigte und Leckereien verspeiste, die seine Jünger ihm brachten.

McCabe mobilisierte die Arbeitslosen, also praktisch die gesamte Bevölkerung, um Jagd auf Bokonon zu machen.

Ungefähr alle sechs Monate verkündete McCabe mit Triumphgeheul, Bokonon sei umzingelt, sei den Häschern gnadenlos ausgeliefert.

Und dann mußten die gnadenlosen Häscher, verdrossen und wie vom Schlag gerührt, berichten, daß Bokonon wieder mal das Unmögliche gelungen war. Er war entkommen, hatte sich in Luft aufgelöst und würde weiterleben und weiterpredigen. Wunder über Wunder!«

79 *Warum McCabes Seele verrohte*

»McCabe und Bokonon gelang es nicht, das, was man allgemein Lebensstandard nennt, zu heben«, sagte Castle. »Das Leben der Menschen war genauso kurz, hart und armselig wie vorher.

Aber die Leute mußten der furchtbaren Wahrheit nicht mehr so viel Beachtung schenken. Denn je mehr die Legende von dem barbarischen Tyrannen in der Stadt und dem freundlichen Heiligen im Dschungel ausgebaut wurde, desto glücklicher wurden die Menschen. Sie waren alle rund um die Uhr als Schauspieler in einem Stück beschäftigt, das sie verstanden, das jeder Mensch, egal wo, verstehen und beklatschen konnte.«

»So wurde das Leben zu einem Kunstwerk«, staunte ich.

»Ja. Das Ganze hatte nur einen Haken.«

»So?«

»Die beiden Hauptdarsteller des Dramas, McCabe und Bokonon, verloren dabei ihr Seelenheil. In jungen Jahren waren sie einander sehr ähnlich gewesen, beide halb Engel, halb Pirat.

Aber in diesem Drama mußten die Piratenhälfte Bokonons und die Engelhälfte McCabes völlig verschwinden. Und McCabe und Bokonon standen zum Wohl des Volkes wahre Höllenqualen aus – wobei McCabe die Qualen des Tyrannen

kennenlernte und Bokonon die des Heiligen. Darüber haben beide praktisch den Verstand verloren.«

Castle krümmte den Zeigefinger seiner linken Hand. »Und dann starben wirklich die ersten Menschen am *Hö-hu-koon*.«

»Aber Bokonon wurde nie gefangen?« fragte ich.

»So verrückt war McCabe nun auch wieder nicht. Er hat nie ernsthaft versucht, Bokonon hinter Schloß und Riegel zu bringen, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre.«

»Warum hat er ihn nicht gefangengenommen?«

»McCabe hatte immer noch genug Grips im Kopf, um einzusehen, daß er überflüssig geworden wäre, hätte er diesen Heiligen nicht mehr bekämpfen können. Das wußte er, und ›Papa‹ Monzano weiß das auch.«

»Sterben die Leute immer noch am Haken?«

»Er ist absolut tödlich.«

»Ich meine«, sagte ich, »ordnet ›Papa‹ solche Hinrichtungen wirklich an?«

»Alle zwei Jahre muß einer dran glauben – um die Suppe am Kochen zu halten, sozusagen.« Er seufzte und blickte in den Abendhimmel. »Emsig, emsig, emsig.«

»Sir?«

»Das sagen wir Bokononisten«, sagte er, »wenn wir glauben, daß eine ganze Menge merkwürdiger Dinge geschehen.«

»Sie?« Ich war verblüfft. »Sie sind auch Bokononist?«

Er sah mich kalt an. »Sie auch. Sie werden es schon noch merken.«

80 *Die Wasserfallparasiten*

Wir waren auf der freitragenden Terrasse, Angela und Newt, Julian Castle und ich. Cocktails wurden gereicht. Von Frank noch immer keine Spur.

Angela und Newt waren offensichtlich Gewohnheitstrinker. Castle erzählte mir, daß seine Playboyzeit ihn eine Niere gekostet hatte, und er deswegen leider gezwungen war, sich mit Gingerale zu begnügen.

Angela trank zügig weiter und begann auf die Welt zu schimpfen, die ihren Vater zeitlebens betrogen hatte. »Er gab so viel und bekam so wenig.«

Ich bat sie, den Geiz der Welt genauer zu beschreiben, und sie wurde konkret: »Für jedes neue Patent gab ihm die General Forge and Foundry fünfundvierzig Dollar«, sagte sie. »Das bekam dort jeder für ein neues Patent.« Sie schüttelte den Kopf. »Fünfundvierzig Dollar – überlegen Sie doch mal, wofür er alles Patente entwickelt hat!«

»Hm«, sagte ich. »Vermutlich hat er auch ein Gehalt bekommen.«

»Über achtundzwanzigtausend Dollar im Jahr ist er nie gekommen.«

»Das ist doch gar nicht so übel.«

Sie brauste auf. »Wissen Sie, was Filmstars verdienen?«

»Manchmal eine ganze Menge.«

»Wußten Sie, daß Dr. Breed im Jahr zehntausend Dollar mehr verdiente als Vater?«

»Sicherlich eine Ungerechtigkeit.«

»Die Ungerechtigkeit stinkt mir.«

Sie war so in Fahrt, daß ich das Thema wechselte. Ich fragte Julian Castle, was wohl aus dem Bild geworden war, das er in den Wasserfall geworfen hatte.

»Da unten ist ein kleines Dorf«, sagte er. »Vielleicht fünf oder zehn Hütten. »Papa« Monzanos Geburtsort übrigens. Der

Wasserfall endet dort in einem großen Steinbecken.

Die Dorfbewohner haben ein feinmaschiges Drahtnetz vor einen Engpaß in diesem Becken gespannt. Durch den Engpaß fließt Wasser in einen Bach.«

»Und Newts Bild hängt nun, Ihrer Meinung nach, in diesem Netz?« fragte ich.

»Das ist ein armes Land hier, falls Sie es noch nicht bemerkt haben«, sagte Castle. »In diesem Netz bleibt nichts lange hängen. Ich nehme an, daß Newts Gemälde bereits sorgfältig getrocknet wird, zusammen mit meinem Zigarrenstummel. Ein paar Quadratzentimeter Leinwand, die vier gefrästen und angeschrägten Hölzer des Keilrahmens, ein paar Reißzwecken und eine Zigarre – alles in allem eine ganz schöne Ausbeute für einen, der nichts zu knabbern hat.«

»Manchmal könnte ich wirklich heulen«, sagte Angela, »wenn ich daran denke, wie viel Geld manche Leute einstreichen und wie wenig Vater bekommen hat – und wie viel er gegeben hat.« Sie war einem Heulkampf nahe.

»Nicht weinen«, sagte Newt besänftigend.

»Manchmal kann ich nicht anders«, sagte sie.

»Hol deine Klarinette«, drängte Newt. »Das hilft immer.«

Ich hielt das zunächst für einen besseren Witz, aber Angelas Reaktion zeigte, daß der Vorschlag ernst gemeint und durchaus nützlich war.

»Wenn ich mal soweit bin«, erklärte sie Castle und mir, »ist es manchmal das Einzige, was mir noch hilft.«

Aber sie holte ihre Klarinette nicht sofort. Dazu war sie zu schüchtern. Wir mußten sie inständig bitten, und sie mußte noch zwei Gläschen kippen.

»Sie ist wirklich einsame Spitze«, versprach Klein Newt.

»Ich würde Sie gerne spielen hören«, sagte Castle.

»Na schön«, sagte Angela und erhob sich leicht schwankend.

»Na schön – wie Ihr wollt.«

Als sie außer Hörweite war, entschuldigte sich Newt für sie.

»Sie hat's in letzter Zeit schwer gehabt. Sie ist urlaubsreif.«

»War sie krank?« fragte ich.

»Ihr Mann behandelt sie wie ein Schwein«, sagte Newt. Er machte keinen Hehl daraus, daß er Angelas jungen, attraktiven Mann haßte, den atemberaubend erfolgreichen Harrison C. Conners, Direktor der Fabri-Tech. »Er kommt abends so gut wie nie nach Hause – und wenn, dann sturzbetrunken und von oben bis unten voller Lippenstift.«

»Dabei glaubte ich ihren Worten entnehmen zu können, daß sie eine besonders glückliche Ehe führt.«

Klein Newt hielt die Hände fünfzehn Zentimeter auseinander und spreizte die Finger. »Sehen Sie die Katze? Sehen Sie die Wiege?«

81 Eine weiße Braut für den Sohn eines Schlafwagenschaffners

Angela und ihre Klarinette. Was hatten wir da zu erwarten? Ich wußte es nicht. Niemand hätte es ahnen können.

Natürlich machte ich mich auf etwas Pathologisches gefaßt, aber daß ein seelisches Leiden so viel Tiefe, Heftigkeit und fast nicht zu ertragende Schönheit zuwege bringen kann, hatte ich nicht für möglich gehalten.

Angela führte die Klarinette an die Lippen und befeuchtete das Mundstück, spielte aber noch keinen einzigen Ton. Ihre Augen wurden glasig, und ihre langen, knöchigen Finger zitterten nervös über den Klappen.

Ich wartete gespannt. Mir fiel wieder ein, was Marvin Breed mir erzählt hatte – daß Angelas einzige Abwechslung im trostlosen Leben mit ihrem Vater darin bestanden hatte, sich in ihr Zimmer einzusperren und zu Schallplattenmusik Klarinette zu spielen.

Newt legte nun im Zimmer neben der Terrasse eine Langspielplatte auf. Er kam zurück und reichte mir die Plattenhülle.

Die Platte hieß »Cat House Piano« und enthielt Klaviersoli von Meade Lux Lewis.

Da Angela, um vollends in Trance zu geraten, Lewis das erste Stück allein spielen ließ, las ich, was über Lewis auf der Plattenhülle stand.

»Mr. Lewis, 1905 in Louisville, Kentucky, geboren«, las ich, »wandte sich erst mit sechzehn Jahren der Musik zu und bekam damals von seinem Vater eine Geige geschenkt. Ein Jahr später hörte er zufällig den Pianisten Jimmy Yancey. ›Das war's«, erinnert sich Lewis. Bald darauf begann er, im Selbststudium das Boogie-Woogie-Piano zu lernen, immer sein Vorbild Yancey vor Augen, der bis zu seinem Tod Freund und Idol von Mr. Lewis blieb. Da Lewis' Vater Schlafwagenschaffner war, lebten er und seine Familie immer in der Nähe der Eisenbahn. So ging der Rhythmus der Züge dem jungen Lewis in Fleisch und Blut über, und er komponierte einen Boogie-Woogie, inzwischen ein Klassiker, der unter dem Titel ›Honky Tonk Train Blues‹ berühmt wurde.«

Ich blickte auf. Das erste Stück auf der Platte war zu Ende. Die Saphirnadel kratzte gemächlich zum zweiten weiter. Das zweite Stück, so las ich auf der Plattenhülle, hieß »Dragon Blues«.

Meade Lux Lewis spielte vier Takte alleine – und dann setzte Angela Hoenikker ein.

Ihre Augen waren geschlossen.

Ich wußte nicht, wie mir geschah.

Sie war großartig.

Sie improvisierte zu der Musik des Schlafwagenschaffner-sonnes, ging von sanft dahinfließender Schwärmerei über aufreizende Geilheit und die schrille Zügellosigkeit eines erschreckten Kindes bis zum furchtbaren Höhepunkt eines Heroinrausches.

Ihre Glissandi kündeten von ewiger Seligkeit und ewiger Verdammnis und allem, was dazwischen liegt.

Solche Musik von solch einer Frau – das konnte nur Schizophrenie oder dämonische Besessenheit sein!

Mir standen die Haare zu Berge – Angela hätte sich ebenso gut mit Schaum vor dem Mund auf dem Boden herumwälzen und fließend babylonisch plappern können.

Als der letzte Ton verklungen war, schrie ich zu Julian Castle hinüber, der auch wie von Donner gerührt dastand: »Herr im Himmel – das Leben! Wer kann auch nur eine winzige Sekunde davon verstehen?«

»Gar nicht erst versuchen«, sagte er. »Nur so tun.«

»Das – das ist ein sehr guter Rat.« Meine Kräfte verließen mich.

Castle zitierte wieder ein Gedicht:

Der Tiger muß jagen,
Der Vogel fliegt herum;
Der Mensch muß still sitzen und sich fragen: »Warum?«
Der Tiger muß schlafen, Der Vogel sich drehn,
Der Mensch muß sich sagen: »Ich kann alles verstehn.«

»Wo steht das?« fragte ich.

»Na wo schon? Selbstverständlich in den *Schriften des Bokonon*.«

»Ich würde ja gern mal ein Exemplar sehen.«

»Da kommt man schwer dran«, sagte Castle. »Es gibt nämlich keine gedruckten, sondern nur handgeschriebene Exemplare. Und die sind allesamt unvollständig, da Bokonon täglich weiterschreibt.«

Klein Newt lachte höhnisch auf. »Religion!«

»Wie bitte?« sagte Castle.

»Sehen Sie die Katze?« fragte Newt. »Sehen Sie die Wiege?«

82 Zah-mah-ki-bo

Generalmajor Franklin Hoenikker erschien auch nicht zum Abendessen.

Er rief an und bestand darauf, mit mir und niemandem sonst zu sprechen. Er sagte mir, daß er an »Papas« Bett Nachtwache hielt und daß »Papa« unter großen Schmerzen starb. Frank schien Angst zu haben und sich einsam zu fühlen.

»Hören Sie«, sagte ich, »ich gehe jetzt am besten wieder in mein Hotel. Wir können uns ja dann treffen, wenn die Krise überstanden ist.«

»Nein, nein, nein! Sie bleiben da! Ich muß Sie jederzeit erreichen können!« Bei dem Gedanken, ich könnte seinen Klauen entkommen, geriet er in Panik. Da ich mir keinen Reim auf sein Interesse an meiner Person machen konnte, beschlich auch mich allmählich eine leise Panik.

»Könnten Sie mir wenigstens eine Andeutung machen, warum Sie mich sehen möchten?« fragte ich.

»Nicht am Telefon.«

»Hat es mit Ihrem Vater zu tun?«

»Mit *Ihnen*.«

»Mit etwas, was ich getan habe?«

»Was sie tun *werden*.«

Ich hörte Hühnergeacker durchs Telefon. Ich hörte, wie eine Tür geöffnet wurde und Xylophonmusik aus einem Zimmer drang. Wieder ertönte »When Day Is Done«. Dann wurde die Tür zugemacht, und ich konnte die Musik nicht mehr hören.

»Ich wäre doch recht dankbar, wenn Sie wenigstens andeuten würden, was Sie von mir erwarten – ich könnte mich dann schon ein wenig darauf einstellen.«

»*Zah-mah-ki-bo*.«

»Was?«

»Ein bokononistisches Wort.«

»Ich kenne kein einziges bokononistisches Wort.«

»Ist Julian Castle da?«

»Ja.«

»Fragen Sie ihn«, sagte Frank. »Ich muß jetzt Schluß machen.« Er legte auf. Ich fragte also Julian Castle, was *Zah-mah-ki-bo* bedeutete.

»Wollen Sie eine kurze oder eine ausführliche Erklärung?«

»Erst mal eine kurze.«

»Schicksal – unentrinnbare Bestimmung.«

83 Dr. Schlichter von Koenigswald gleicht allmählich sein Konto aus

»Krebs«, sagte Julian Castle, als ich ihm beim Abendessen erzählte, daß »Papa« unter Schmerzen starb.

»Wo?«

»So gut wie überall. Sagten Sie nicht, daß er heute auf der Tribüne zusammengebrochen ist?«

»Das kann man wohl sagen«, meinte Angela.

»Die Wirkung der Medikamente«, sagte Castle. »Die Medikamente und die Schmerzen halten sich bei ihm inzwischen die Waage. Noch mehr Medikamente würden ihn töten.«

»Ich würde mich wohl töten«, murmelte Newt. Er saß auf einer Art zusammenklappbarer Hochsitz, den er auf Reisen immer dabei hatte. Es war ein Aluminiumgestell mit Leinenbespannung. »Das ist praktischer und bequemer, als auf einem Lexikon oder Atlas oder Telefonbuch zu sitzen«, sagte er, während er den Sitz aufklappte.

»Genau das tat Korporal McCabe«, sagte Castle. »Er ernannte seinen Kammerdiener zum Nachfolger und jagte sich eine Kugel durch den Kopf.«

»Auch Krebs?« fragte ich.

»Ich glaube nicht, obwohl ich es nicht genau weiß. Er mußte

sich ja ständig wie ein Schwein benehmen – das hat ihn wahrscheinlich geschafft. Das war alles vor meiner Zeit.«

»Wirklich eine vergnügliche Unterhaltung«, sagte Angela.

»Wir haben ja wohl auch vergnügliche Zeiten, oder etwa nicht«, sagte Castle.

»Na ja«, wandte ich mich an ihn, »bei dem, was Sie aus Ihrem Leben machen, dürften Sie ja auch mehr Gründe haben, vergnügt zu sein, als die meisten anderen Leute.«

»Ich hatte auch mal eine Jacht, wissen Sie.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Eine Jacht zu haben, ist auch ein Grund, vergnügter zu sein als die meisten anderen Leute.«

»Wenn Sie nicht ›Papap‹ Arzt sind«, sagte ich, »wer ist es dann?«

»Einer meiner Mitarbeiter. Ein Dr. Schlichter von Koenigswald.«

»Ein Deutscher?«

»Muß wohl. Er war vierzehn Jahre lang in der SS, davon sechs Jahre Lagerarzt in Auschwitz.«

»Und tut jetzt Buße im Haus zur guten Hoffnung?«

»Ja«, sagte Castle, »und rettet Menschenleben auf Teufel komm raus.«

»Alle Achtung.«

»Ja. Wenn er so weitermacht, Tag und Nacht arbeitet, wird er einmal so viele Menschen gerettet haben, wie er sterben ließ – im Jahr 3010.«

Da haben wir also ein weiteres Mitglied meiner *Karass*: Dr. Schlichter von Koenigswald.

84 *Stromausfall*

Seit dem Abendessen waren drei Stunden vergangen. Frank war immer noch nicht da. Julian Castle entschuldigte sich und ging zurück zum Haus zur guten Hoffnung im Dschungel.

Angela, Newt und ich saßen auf der freitragenden Terrasse. Unter uns die Lichter der Hauptstadt. Vom Verwaltungsgebäude des Monzano-Flughafens leuchtete ein riesiges Kreuz herüber. Es hatte einen Motor und drehte sich langsam mit elektrischer Frömmigkeit im Kreis.

Nördlich von uns gab es noch andere angestrahlte Gebäude. Die Berge versperrten uns zwar die Sicht darauf, aber wir konnten immerhin ihre Lichtkegel am Himmel wahrnehmen. Ich bat Stanley, Frank Hoenikkers Kammerdiener, mir die Quellen des nächtlichen Strahlenglanzes zu nennen.

Er wies im Uhrzeigersinn auf die einzelnen Gebäude. »Haus zur guten Hoffnung im Dschungel, ›Papaz‹ Palast und Fort Jesus.«

»Fort Jesus?«

»Das Trainingslager für unsere Soldaten.«

»Es ist nach Jesus benannt?«

»Klar. Warum nicht?«

Ein weiterer Lichtkegel wuchs rasch in Richtung Norden. Bevor ich fragen konnte, was es war, stellte sich heraus, daß es Scheinwerfer auf einem Gebirgskamm waren. Sie gehörten zu einem Konvoi, der auf uns zu fuhr.

Der Konvoi bestand aus fünf Armeelastwagen amerikanischen Fabrikats. MG-Schützen besetzten die Geschützlafetten auf den Führerhäuschen.

Der Konvoi hielt an Franks Toreinfahrt an. Die Soldaten sprangen sofort herunter und machten sich daran, Schützengräben auszuheben. Ich ging mit Franks Kammerdiener hinaus, um den verantwortlichen Offizier zu fragen, was das Ganze sollte.

»Wir haben Befehl, dem nächsten Präsidenten von San Lorenzo Schutz zu gewähren«, sagte der Offizier im Inseldialekt.

»Im Moment ist er nicht hier«, ließ ich ihn wissen.

»Mir ist nichts bekannt«, sagte er. »Mein Befehl lautet, hier zu graben. Das ist alles, was mir bekannt ist.«

Ich berichtete Angela und Newt davon.

»Glauben Sie, daß wir unmittelbar bedroht sind?« fragte mich Angela.

»Ich bin hier leider selbst fremd«, sagte ich.

In dem Moment gab es einen Kurzschluß. In ganz San Lorenzo fiel der Strom aus.

85 *Ein Bündel Foma*

Franks Diener brachten Petroleumlampen herbei und sagten, es bestehe kein Grund zur Aufregung, Stromausfälle seien in San Lorenzo an der Tagesordnung. Das wäre beruhigend gewesen, hätte Frank nicht von meinem *Zah-mah-ki-bo* gesprochen.

Seit seiner Bemerkung hatte ich das Gefühl, als hätte ich ungefähr die Entscheidungsfreiheit eines Ferkels, das im Schlachthof von Chicago ankommt.

Ich mußte wieder an den Steinengel in Ilium denken.

Und ich horchte nach draußen – auf das Spatengeklimper, das dumpfe Hacken und Gemurmeln der Soldaten.

Ich war nicht imstande, mich auf Angelas und Newts Unterhaltung zu konzentrieren, obwohl sie gerade zu einem recht interessanten Thema kamen. Sie erzählten mir, daß ihr Vater einen eineiigen Zwilling Bruder gehabt hatte. Sie hatten ihn nie gesehen. Sein Name war Rudolph. Das Letzte, was sie von ihm gehört hatten, war, daß er in Zürich Musikautomaten herstellte.

»Vater hat so gut wie nie von ihm gesprochen«, sagte Angela.

»Vater hat so gut wie nie von irgend jemand gesprochen«, erwiderte Newt.

Es gab auch noch eine Schwester des alten Herrn. Ihr Name sei Celia, erzählten sie mir, sie lebe auf Shelter Island, New York, und züchte Riesenschnauzer.

»Sie schickt jedes Jahr eine Weihnachtskarte«, sagte Angela.

»Mit einem Bild von einem Riesenschnauzer«, fügte Klein Newt hinzu.

»Es ist schon komisch, was für verschiedenartige Menschen manche Familien hervorbringen«, meinte Angela.

»Sehr wahr und gut gesagt«, stimmte ich zu. Ich wünschte meinen Gesprächspartnern eine angenehme Ruhe und fragte Stanley, den Kammerdiener, ob zufällig ein Exemplar der *Schriften des Bokonon* im Hause sei.

Stanley tat so, als wüßte er nicht, wovon ich sprach. Dann murmelte er, die *Schriften des Bokonon* seien Mist.

Dann behauptete er mit Nachdruck, jeder, der dieses Zeug lese, gehöre an den Haken. Und dann brachte er mir ein Exemplar von Franks Nachttisch.

Das Buch glich an Größe und Gewicht einem einbändigen Universallexikon. Es war handgeschrieben. Ich schleppte es in mein Schlafzimmer, zu meiner Matratze auf dem Steinsockel.

Der Band enthielt kein Register, so daß sich meine Suche nach dem tieferen Sinn des Begriffs *Zah-mah-ki-bo* schwierig gestaltete; genaugenommen blieb sie in jener Nacht völlig fruchtlos.

Ich erfuhr ein paar Dinge, die jedoch wenig hilfreich waren. So lernte ich zum Beispiel die bokononistische Schöpfungsgeschichte kennen. Darin hielt *Borasisi*, der Sonnengott, *Pabu*, die Mondgöttin, im Arm, in der Hoffnung, *Pabu* werde ihm ein feuerglühendes Kind gebären.

Aber *Pabu* gebar nur kalte Kinder, die nicht brannten, und *Borasisi* warf sie angewidert fort. Das waren die Planeten, die ihren schrecklichen Vater in sicherem Abstand umkreisten.

Schließlich wurde *Pabu* selbst verworfen und lebte hinfort mit ihrem Lieblingskind, und das war die Erde. *Pabu* liebte die Erde, weil Menschen darauf waren, und die Menschen blickten in Liebe und Ehrfurcht zu *Pabu* empor.

Und was hielt Bokonon von seiner eigenen Schöpfungsgeschichte?

»*Foma!* Lügen!« schrieb er. »Ein Bündel *Foma!*«

86 *Zwei kleine Gefüße*

Schwer zu glauben, daß ich in dieser Nacht überhaupt geschlafen habe, aber ich muß wohl – wie hätte ich sonst von einer Reihe dröhnender Schläge und einer wahren Lichterflut geweckt werden können?

Mit der kopflosen Begeisterung eines Mitglieds der freiwilligen Feuerwehr tobte ich beim ersten Schlag aus dem Bett und rannte zur Eingangshalle.

Beinahe wäre ich mit Newt und Angela zusammengeprallt, die auch Hals über Kopf aus ihren Betten gestürzt waren.

Da standen wir nun wie die Mondkälber und suchten in unserer Einfalt nach einer Erklärung für das alptraumhafte Getöse um uns herum. Die Erklärung war schnell gefunden: Radio, Geschirrspülmaschine, Wasserpumpe – alles war wieder zu lärmendem Leben erwacht, weil die Insel wieder Strom hatte.

Wir waren inzwischen alle drei wach genug, um die Komik der Situation zu begreifen. Wir hatten in einer scheinbar tödlichen, aber völlig harmlosen Situation erfrischend menschlich reagiert. Und um zu demonstrieren, daß ich die Herrschaft über mein trügerisches Schicksal wiedergewonnen hatte, ging ich ins Wohnzimmer und stellte das Radio ab.

Wir kicherten alle vor uns hin.

Jeder wollte das Gesicht wahren, jeder wollte der beste Men-

schenkenner sein, jeder wollte die Situationskomik als erster erfaßt haben.

Newt gewann den Wettbewerb. Er stellte fest, daß ich meinen Paß, meine Brieftasche und meine Armbanduhr in der Hand hielt. Ich hatte keine Ahnung, was ich angesichts des Todes zusammengegrapscht, ja, daß ich überhaupt nach etwas gegrapscht hatte.

Ich konterte vergnügt mit der Frage an Angela und Newt, warum sie denn zwei kleine Thermosflaschen bei sich hatten, beide rotgrauen Thermosflaschen sahen genau gleich aus und hatten ein Fassungsvermögen von etwa drei Tassen Kaffee.

Sie hatten die Thermosflaschen noch gar nicht bemerkt und schienen bei ihrem Anblick einigermaßen entsetzt zu sein.

Eine Erklärung blieb ihnen erspart, weil draußen wieder ein unbeschreibliches Getöse losging. Mit wilder Entschlossenheit, die ebenso ungerechtfertigt war wie mein panischer Aufbruch vor einigen Minuten, machte ich mich daran, nach der Quelle dieses Höllenlärms zu forschen. Ich ging raus und sah, wie Frank Hoenikker an einem Motorgenerator herumbastelte, der auf einen der Lastwagen montiert war.

Der Generator war unser neuer Stromerzeuger. Der Benzinmotor, an den er angeschlossen war, spuckte und rauchte, was das Zeug hielt, und Frank versuchte, ihn zu reparieren.

Die göttliche Mona war bei ihm. Sie sah ihm zu, ernst und würdevoll wie immer.

»Mein lieber Mann, ich hab' vielleicht Neuigkeiten für Sie!« rief er mir zu und begab sich ins Haus.

Angela und Newt waren noch im Wohnzimmer, aber irgendwie war es ihnen gelungen, ihre merkwürdigen Thermosflaschen loszuwerden.

Der Inhalt dieser Gefäße bestand natürlich aus Teilen des Vermächtnisses von Dr. Felix Hoenikker, bestand aus Teilen des *Wampeter* meiner *Karass*, bestand aus *Eis-9*-Scheibchen.

Frank nahm mich beiseite. »Wie wach sind Sie?«

»So wach, wie man nur sein kann.«

»Hoffentlich sind Sie wirklich wach, denn wir müssen sofort miteinander reden.«

»Fangen Sie an.«

»Wir sollten unter uns sein.« Frank bat Mona, sich wie zu Hause zu fühlen. »Wir rufen dich, wenn wir dich brauchen.«

Ich warf Mona einen schmach tenden Blick zu und sagte mir, daß ich noch nie jemanden so sehr gebraucht hatte wie sie.

87 *Mein gutgeschnittenes Gesicht*

O je, dieser Franklin Hoenikker – die Stimme dieses hohlwan-gigen Kindes hatte den Klang und die Überzeugungskraft einer Spielzeugfiedel. In der Armee nannte man diese Leute Mast-darmflötisten. Und General Hoenikker war so einer. Der arme Frank konnte sich überhaupt nicht mitteilen, da er ja seine Kindheit im Verborgenen, als Geheimagent X-9, verbracht hatte.

Und nun, in der Annahme, Herzlichkeit und Überzeugungs-kraft zu verströmen, brachte er nur billige Komplimente zuwege wie: »Ich finde, Sie haben ein gutgeschnittenes Ge-sicht.« Oder: »Bei Ihnen kann ich ja die Karten auf den Tisch legen, so von Mann zu Mann.«

Er ging mit mir runter in seine »Bude«, wie er es nannte, damit wir »... das Kind beim Namen nennen und Nägel mit Köpfen machen können«.

Wir gingen also eine in die Felswand gehauene Treppe hin-unter und landeten in einer natürlichen Höhle, die unter und hinter dem Wasserfall lag. Die Einrichtung beschränkte sich auf zwei Zeichentische, drei verblaßte schlichte Stühle und ein Bücherregal, in dem Bücher über Architektur in Deutsch,

Französisch, Finnisch, Italienisch und Englisch standen.

Überall brannte elektrisches Licht, das mit dem Schnauben des Motorgenerators pulsierte.

Aber so richtig aufregend wurde die Höhle durch etwas anderes – an die Wände waren Bilder gemalt, unbekümmert wie von Kinderhand, mit nichts weiter als Tonerde und Kohle, den Kunstwerken eines Neandertalers nicht unähnlich. Ich mußte Frank allerdings nicht nach dem Alter dieser Höhlenzeichnungen fragen, die Motive ließen eine ziemlich genaue Datierung zu. Die Zeichnungen stellten weder Mammuts noch Säbelzahn-tiger, noch Höhlenbären dar.

Die Bilder zeigten in unendlichen Variationen ein einziges Thema – Mona Aamons Monzano als kleines Mädchen.

»Das ist – also – also hier hat Monas Vater gearbeitet?« fragte ich.

»Stimmt. Er war der Finne, der das Haus zur guten Hoffnung im Dschungel entworfen hat.«

»Ich weiß.«

»Aber darüber wollte ich mit Ihnen hier unten eigentlich nicht sprechen.«

»Geht es um Ihren Vater?«

»Es geht um *Sie*.« Frank legte seine Hand auf meine Schulter und sah mir in die Augen. Er wollte kameradschaftlich wirken, aber er jagte mir nur einen Schrecken ein, und sein Kopf war für mich eine kleine, mißratene Eule, die lichtgeblendet auf einem hohen weißen Pfosten sitzt.

»Vielleicht sollten Sie mal zur Sache kommen.«

»Es hat keinen Zweck, wie die Katze um den heißen Brei zu schleichen«, sagte er. »Ich bin ein recht guter Menschenkenner, wenn ich das von mir sagen darf, und Sie haben ein gutgeschnittenes Gesicht.«

»Danke.«

»Ich glaube, wir beide könnten was auf die Beine stellen.«

»Zweifellos.«

»Wir ergänzen uns – wie zwei Zahnräder.«

Ich war froh, als er seine Hand endlich von meiner Schulter nahm. Er fügte seine Finger zahnradgleich ineinander. Die eine Hand sollte vermutlich ihn repräsentieren, die andere mich.

»Wir brauchen einander.« Er bewegte seine Finger hin und her, um mir zu zeigen, wie ein Zahnrad funktioniert.

Ich schwieg eine Weile, blieb aber nach außen hin freundlich.

»Wissen Sie, was ich meine?« unterbrach Frank das Schweigen.

»Sie und ich – wir werden etwas zusammen *machen*?«

»Richtig!« Frank klatschte in die Hände. »Sie sind ein Mann von Welt, gewohnt, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen, und ich bin ein Techniker, mehr mit der Arbeit hinter den Kulissen vertraut.«

»Woher wollen Sie eigentlich wissen, was für ein Mensch ich bin? Wir haben uns doch eben erst kennengelernt.«

»Ihre Kleidung, die Art, wie Sie sprechen.« Er legte wieder die Hand auf meine Schulter. »Sie haben ein gutgeschnittenes Gesicht.«

»Das sagten Sie bereits.«

Frank konnte es kaum erwarten, seinen Gedanken zu vollenden, aber ich wußte immer noch nicht, worum es ging.

»Verstehe ich Sie richtig ... bieten Sie mir so etwas wie einen Job hier an, hier in San Lorenzo?«

Er klatschte in die Hände. Er war außer sich vor Freude. »Richtig! Wie schmeckt Ihnen ein Gehalt von hunderttausend Dollar im Jahr?«

»Herr im Himmel!« rief ich. »Und was müßte ich dafür tun?«

»So gut wie nichts. Und Sie würden jeden Abend aus goldenen Pokalen trinken und von goldenen Tellern speisen und ein ganzer Palast stünde Ihnen zur Verfügung.«

»Und der Job?«

»Präsident der Republik von San Lorenzo.«

88 *Warum Frank nicht Präsident werden konnte*

»Ich? Präsident?« japste ich.

»Wer denn sonst?«

»Quatsch!«

»Lehnen Sie nicht ab, bevor Sie darüber nachgedacht haben.«

Frank sah mich gespannt an.

»Nein!«

»Sie haben nicht gründlich genug darüber nachgedacht.«

»Gründlich genug, um zu wissen, daß es verrückt ist.«

Frank bildete mit seinen Fingern wieder ein Zahnrad. »Wir würden *zusammen* arbeiten. Sie wären zu jeder Tages- und Nachtzeit meiner Unterstützung gewiß.«

»Schön. Und wenn ich durchlöchert werde, treffen die Kugeln dann auch Sie?«

»Durchlöchert?«

»Erschossen! Ermordet!«

Frank war verblüfft. »Wer sollte Sie erschießen?«

»Der, der selbst Präsident werden will.«

Frank schüttelte den Kopf. »Kein Mensch in San Lorenzo *will* Präsident werden«, versicherte er. »Das ist gegen ihre Religion.«

»Das ist wohl auch gegen *Ihre* Religion, wie? Ich dachte, *Sie* würden der nächste Präsident.«

»Ich ...« sagte er und hatte offensichtliche Schwierigkeiten, weiterzureden. Er sah leicht angeschlagen aus.

»Ja?« fragte ich.

Er stierte zu der Wasserfläche hinüber, die sich wie ein Vorhang über den Eingang der Höhle zog. »Geistige Reife, wie ich sie verstehe«, setzte er mir auseinander, »ist das Erkennen der eigenen Grenzen.«

Damit traf er schon fast Bokonons Definition von Reife: »Geistige Reife ist eine harte Enttäuschung, gegen die es kein Mittel gibt, falls das Lachen nicht ein Allheilmittel ist.«

»Ich kenne meine Grenzen«, fuhr Frank fort. »Genau die Grenzen, die mein Vater auch hatte.«

»Ach?!«

»Ich habe eine Menge guter Ideen, wie Vater«, erzählte Frank mir und dem Wasserfall, »aber in der Öffentlichkeit war er eine Null – so wie ich.«

89 Daffel

»Nehmen Sie den Job an?« flehte Frank.

»Nein«, erwiderte ich.

»Wissen Sie jemanden, der diesen Job vielleicht haben möchte?« Das war ein geradezu klassisches Beispiel für einen Daffel, der nach bokoononistischem Verständnis das Los vieler tausend Menschen ist, wenn ihr Geschick in die Hände eines Stuppa gelegt wird. Ein Stuppa ist ein geistig umnachtetes Kind.

Ich lachte.

»Ist was?«

»Bitte machen Sie sich nichts daraus, wenn ich lache. In dieser Hinsicht bin ich nun mal pervers.«

»Lachen Sie über mich?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Ehrenwort?«

»Ehrenwort.«

»Man hat sich immer über mich lustig gemacht.«

»Das haben Sie sich bestimmt nur eingebildet.«

»Sie haben Dinge hinter mir her gerufen. Das *konnte* ich mir nicht einbilden.«

»Menschen sind manchmal garstig und meinen es gar nicht so.« Darauf hätte ich ihm mein Ehrenwort allerdings nicht gegeben.

»Wissen Sie, was sie hinter mir hergerufen haben?«

»Nein.«

»Sie riefen, ›He, X-9, wieder unterwegs?‹«

»So schlimm ist das doch nun auch wieder nicht.«

»So haben sie mich genannt«, sagte Frank in düstere Erinnerung versunken, »Geheimagent X-9.«

Ich verschwieg ihm, daß ich das bereits wußte.

»Wieder unterwegs, X-9?««, wiederholte Frank.

Ich versuchte mir vorzustellen, was diese Spötter für Typen waren, wohin das Schicksal sie inzwischen gepufft und geschubst hatte. Sicher hatten sie alle ihr Schäfchen ins Trockene gebracht und tödlich stumpfsinnige Jobs bei General Forge und Foundry, bei Ilium Power and Light, bei der Telephone Company...

Und hier, Herr im Himmel, saß nun Geheimagent X-9, ein Generalmajor, und bot mir die Königswürde an ... in einer Höhle unter einem tropischen Wasserfall.

»Sie wären ganz schön überrascht gewesen, wenn ich ihnen gesagt hätte, wohin ich unterwegs war.«

»Heißt das, Sie ahnten schon, daß Sie hier einmal landen würden?« Das war eine bokononistische Frage.

»Ich war zu Jack's Hobby Shop unterwegs«, sagte er ohne das geringste Gespür für wirkungsvolle Kontraste.

»So.«

»Sie wußten alle, daß ich dahin ging, aber sie wußten nicht, was da wirklich los war. Sie wären ganz schön überrascht gewesen – vor allem die Mädchen –, wenn sie rausbekommen hätten, was da *wirklich* los war. Die Mädchen glaubten, ich hätte von Mädchen keine Ahnung.«

»Und was war *wirklich* los?«

»Ich habe Tag für Tag Jacks Frau gebumst. Deshalb bin ich in der Schule dauernd eingeschlafen. Deshalb konnte ich meine Fähigkeiten nie voll entfalten.«

Er verscheuchte diese düsteren Erinnerungen. »Also los.

Werden Sie Präsident von San Lorenzo. Sie sind dafür wie geschaffen. Ja?«

90 *Der einzige Haken*

Und die Nacht und die Höhle und der Wasserfall – und der steinerne Engel in Ilium...

Und 250 000 Zigaretten und 3000 Liter Alkohol und zwei Frauen und keine Frau...

Und nirgendwo eine Geliebte, die auf mich wartet...

Und das Gammelleben eines tintenverklecksten Schreiberlings...

Und *Pabu*, die Mondgöttin, und *Borasisi*, der Sonnengott, und ihre Kinder...

Alles wirkte zusammen, um ein kosmisches *Vin-dit* zu bilden, mich mit aller Gewalt vollends dem Bokononismus auszuliefern, dem Glauben, daß Gott mein Leben bestimmte und daß Er Arbeit für mich hatte.

Und innerlich *saronierte* ich, das heißt, ich fügte mich den offenkundigen Forderungen meines *Vin-dit*.

Innerlich war ich einverstanden, der nächste Präsident von San Lorenzo zu werden.

Nach außen hin verhielt ich mich noch immer vorsichtig, mißtrauisch. »Das Ganze muß doch einen Haken haben«, wich ich aus.

»Bestimmt nicht.«

»Wird es Wahlen geben?«

»Das gab's hier noch nie. Wir werden lediglich verkünden, wer der neue Präsident ist.«

»Und niemand wird Einspruch erheben?«

»Niemand erhebt gegen irgend etwas Einspruch. Es interessiert sie nicht. Es ist ihnen egal.«

»Es *muß* einen Haken haben!«

»So etwas Ähnliches«, gab Frank zu.

»Wußte ich's doch!« Ich fing an, mich von meinem *Vin-dit* zu distanzieren. »Also bitte? Was ist der Haken?«

»Nun, Haken kann man eigentlich nicht sagen, denn Sie müssen nicht, wenn Sie nicht wollen. Allerdings wäre es *keine* schlechte Idee.«

»Ich bin ganz Ohr. Was ist das für eine großartige Idee?«

»Nun, wenn Sie Präsident werden, sollten Sie meiner Meinung nach Mona heiraten. Aber Sie müssen nicht, wenn Sie nicht wollen. Sie sind der Chef.«

»Sie würde mich *nehmen*?«

»Wenn sie mich nehmen würde, würde sie auch Sie nehmen. Sie müssen sie nur fragen.«

»Und warum sollte sie ja sagen?«

»In den *Schriften des Bokonon* wird prophezeit, daß sie den nächsten Präsidenten von San Lorenzo heiratet«, sagte Frank.

91 *Mona*

Frank brachte Mona in die Höhle ihres Vaters und ließ uns allein.

Anfangs hatten wir Schwierigkeiten, ein Gespräch in Gang zu bringen. Ich war schüchtern.

Ihr Kleid war himmelblau und durchsichtig. Es war ein einfaches Kleid, an den Hüften mit einem schmalen Gürtel leicht zusammengebunden. Alles andere war durch Monas Gestalt geformt. Ihre Brüste glichen Granatäpfeln oder was immer Sie wollen.

Ihre Füße waren fast nackt, ihre Fußnägel waren äußerst gepflegt, ihre zierlichen Sandalen aus Gold.

»Wie – wie geht es Ihnen?« fragte ich. Mein Herz raste. Das

Blut kochte in meinen Ohren.

»Es ist unmöglich, einen Fehler zu machen«, versicherte sie mir.

Ich wußte nicht, daß das die übliche Begrüßungsformel der Bokononisten war, wenn sie einem schüchternen Menschen begegneten. Darum lieferte ich einen hitzigen Diskussionsbeitrag zu dem Thema, ob es möglich sei, Fehler zu machen oder nicht.

»Ach du meine Güte, Sie haben ja keine Ahnung, wie viele Fehler ich schon gemacht habe. Vor Ihnen sitzt der Weltmeister im Fehlermachen«, schwatzte ich – und so weiter. »Wissen Sie eigentlich, was Frank mir gerade gesagt hat?«

»Über *mich*?«

»Über alles, aber *insbesondere* über Sie.«

»Er sagte Ihnen, daß Sie mich haben könnten, wenn Sie wollen.«

»Ja.«

»Das stimmt.«

»Ich-ich-ich...«

»Ja?«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»*Boko-maru* würde manches erleichtern«, schlug sie vor.

»Was?«

»Ziehen Sie Ihre Schuhe aus«, befahl sie. Und sie schlüpfte mit unvorstellbarer Grazie aus ihren Sandalen.

Ich bin ein Mann von Welt und hatte, wenn ich richtig nachrechne, damals schon mehr als dreiundfünfzig Frauen gehabt. Ich darf sagen, daß mir die Vielfalt weiblicher Entkleidungskunst durch und durch geläufig ist. Der Vorhang zum letzten Akt kann sich auf manche Weise heben, und ich kenne alle Variationen.

Und dennoch tat die Frau, die mir ein unwillkürliches Stöhnen entlockte, nichts anderes, als ihre Sandalen auszuziehen.

Ich versuchte, aus meinen Schuhen zu kommen. Der nervö-

seste Bräutigam hätte sich nicht dümmer anstellen können. Einen Schuh hatte ich endlich aus, da verknotete ich die Schnürsenkel des anderen und riß mir den Daumnagel auf. Schließlich zog ich mir den Schuh vom Fuß, ohne ihn aufzuschnüren.

Dann kamen meine Socken an die Reihe.

Mona saß bereits auf dem Boden, die Beine ausgestreckt, die Arme nach hinten gestützt, den Kopf zurückgeworfen, die Augen geschlossen.

Es war nun an mir, mich ganz einzulassen auf mein erstes – mein erstes – mein erstes, Herr im Himmel...

Boko-maru.

92 Wie der Dichter sein erstes Boko-maru feiert

Das sind nicht Bokonons Worte, sondern meine.

Holder Geist,
Schleier, so unsichtbar...
Ich bin –
Meine Seele –
So lang schon liebeskranker Geist,
So lang schon allein:
Wolltest einer holden Seele du begegnen?
Lang' hab' ich
Falschen Rat dir gegeben,
Wo denn zwei Seelen
Sich könnten finden.
Meine Sohlen, oh, meine Sohlen!
Meine Seele, oh, meine Seele
Geh dorthin,
Holde Seele,

Sei geküßt.
Mmmmmmm.

93 *Wie ich meine Mona beinahe verloren hätte*

»Fällt es dir jetzt leichter, dich mit mir zu unterhalten?« fragte Mona.

»Als würde ich dich schon tausend Jahre kennen«, bekannte ich. Ich hätte am liebsten geheult. »Ich liebe dich, Mona.«

»Ich liebe dich«, sagte sie schlicht.

»Was ist Frank doch für ein Idiot.«

»Wieso?«

»Dich aufzugeben.«

»Er hat mich nicht geliebt. Er hätte mich nur geheiratet, weil ›Papa‹ es so wollte. Er liebt eine andere.«

»Wen?«

»Eine ehemalige Bekannte in Ilium.«

Die Glückliche war vermutlich die Frau des Besitzers von Jack's Hobby Shop. »Das hat er dir erzählt?«

»Vorhin – als er mich aufgab, damit ich dich heiraten kann.«

»Mona?«

»Ja?«

»Gibt es – gibt es sonst noch einen anderen in deinem Leben?«

Sie schien nicht so recht zu verstehen. »Viele«, sagte sie schließlich.

»Die du *liebst*?«

»Ich liebe jeden.«

»So – so sehr wie mich?«

»Ja.«

Sie dachte offenbar gar nicht daran, daß mich das stören könnte.

Ich erhob mich vom Fußboden, setzte mich in einen Sessel und fing an, meine Socken und Schuhe wieder anzuziehen.

»Was wir gerade gemacht haben – das – also – das – machst du sozusagen auch mit anderen?«

»*Boko-maru*?«

»*Boko-maru*.«

»Natürlich.«

»Ich möchte, daß du es von nun an nur noch mit mir machst«, erklärte ich.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Promiskuität war ihr ein und alles. Sie war wütend, weil ich versuchte, Schamgefühle in ihr zu wecken. »Ich mache Menschen glücklich. Liebe ist gut, nicht schlecht.«

»Als dein Mann werde ich verlangen, daß deine Liebe nur mir gehört.«

Sie starrte mich entgeistert an. »Ein *Sün-wat*!«

»Was war das?«

»Ein *Sün-wat*!« rief sie. »Jemand, der die Liebe eines Menschen ganz für sich haben möchte. Das ist sehr schlecht.«

»In einer Ehe ist das, glaube ich, sehr gut. Da zählt nichts anderes.«

Sie saß immer noch auf dem Fußboden, während ich, jetzt wieder in Socken und Schuhen, dastand. Ich kam mir sehr groß vor, obwohl ich nicht sehr groß bin; und ich kam mir sehr stark vor, obwohl ich nicht sehr stark bin; und meiner eigenen Stimme gegenüber war ich ein ehrfurchtsvoller Fremder. Sie hatte plötzlich eine metallene Autorität, die neu war.

Als ich so in harschem Tonfall weitersprach, dämmerte mir, daß ich in eine neue Rolle geschlüpft war. Ich fing schon an zu regieren.

Ich erzählte Mona, daß ich sie kurz nach meiner Ankunft bei einer Art vertikalem *Boko-maru* mit einem Piloten beobachtet hatte. »Du wirst künftig nichts mehr mit ihm zu schaffen haben«, bleute ich ihr ein. »Wie heißt er überhaupt?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie gesenkten Blickes.
 »Und was ist mit Philip Castle?«
 »Du meinst *Boko-maru*?«
 »Ich meine alles und jedes. Soviel ich weiß, seid ihr zusammen aufgewachsen.«
 »Ja.«
 »Und Bokonon war euer Lehrer?«
 »Ja.« Die Erinnerung an diese Zeit stimmte sie wieder froh.
 »Und *Boko-maru* war damals vermutlich an der Tagesordnung.«
 »O ja!« sagte sie strahlend.
 »Auch ihn wirst du nicht mehr sehen. Ist das klar?«
 »Nein.«
 »Nein?«
 »Ich heirate keinen *Sün-wat*.« Sie stand auf. »Leb wohl.«
 »Leb wohl?« Ich war am Boden zerschmettert.
 »Bokonon lehrt, daß man alle Menschen gleich stark lieben soll. Und was schreibt *deine* Religion vor?«
 »Ich ... ich habe keine.«
 »Aber *ich*.«
 Ich hatte aufgehört zu regieren. »Das merke ich«, sagte ich.
 »Leb wohl, Mann-ohne-Religion.« Sie ging auf die steinerne Treppe zu.
 »Mona...«
 Sie blieb stehen. »Ja?«
 »Könnte ich deine Religion annehmen, wenn ich es wollte?«
 »Natürlich.«
 »Ich will.«
 »Gut. Ich liebe dich.«
 »Und ich liebe dich«, seufzte ich.

94 *Der höchste Berg*

So verlobte ich mich in der Morgendämmerung mit der schönsten Frau der Welt. Und ich war einverstanden, der nächste Präsident von San Lorenzo zu werden.

»Papa« war noch nicht tot, und Frank meinte, ich sollte mir nach Möglichkeit »Papas« Segen holen. Als *Borasisi*, der Sonnengott, am Himmel erschien, kaperten Frank und ich einen Jeep von der Leibwache des nächsten Präsidenten und fuhren zu »Papas« Schloß.

Mona blieb in Franks Haus. Ich küßte sie wie eine Heilige, und sie sank in geheiligten Schlaf.

Frank und ich fuhren durch die Berge, vorbei an Waldungen mit wilden Kaffeebäumen, mit dem flammenden Sonnenaufgang zu unserer Rechten.

Vor dem Hintergrund dieses Sonnenaufgangs nahm ich zum erstenmal die walfischartige Majestät des höchsten Bergs der Insel, des Mount McCabe, wahr. Er glich einem furchteinflößenden Buckel, einem Blauwal, und hatte als Gipfel einen sonderbaren Steinpflock auf dem Rücken. Blicke man bei der Walfisch-Analogie, hätte der Pflock das hintere Ende einer Harpune sein können, und er schien so wenig zu dem übrigen Berg zu gehören, daß ich Frank fragte, ob er von Menschen erbaut worden sei.

Er erwiderte, es sei eine natürliche Formation. Er fügte hinzu, daß seines Wissens noch nie jemand den Gipfel des Mount McCabe bestiegen hatte.

»Dabei scheint das gar nicht allzu schwierig zu sein«, meinte ich. Von dem Steinpflock abgesehen war der Berg kaum steiler als die Treppe zu einem Gerichtsgebäude. Und der Gipfel selbst schien, jedenfalls aus der Ferne betrachtet, ausreichend mit Vorsprüngen und Klippen versehen zu sein.

»Ist der Berg heilig oder so was?« fragte ich.

»Vielleicht früher mal. Aber seit Bokonon bestimmt nicht

mehr.«

»Warum ist er dann noch nicht bestiegen worden?«

»Weil niemand Lust dazu hatte.«

»Vielleicht werde ich ihn besteigen.«

»Nur zu. Es hindert Sie niemand.«

Wir fuhren schweigend weiter.

»Was *ist* Bokononisten heilig?« wollte ich nach einer Weile wissen.

»Nicht mal Gott, wenn ich richtig verstanden habe.«

»Nichts?«

»Nur eins.«

Ich riet drauflos. »Das Meer? Die Sonne?«

»Der Mensch«, sagte Frank. »Das ist alles. Nur der Mensch.«

95 Ich sehe den Haken

Schließlich erreichten wir das Schloß.

Es war niedrig und schwarz und scheußlich.

An den Festungsmauern verrosteten alte Kanonen. Kletterpflanzen und Vogelnester verstopften die Schießscharten und Schußlöcher.

Der nördliche Wall ging in eine gewaltige Klippe über, die zweihundert Meter tief in die lauwarne See abfiel.

Ich stellte mir die Frage, die man sich angesichts solcher Steinmassen immer stellt: Wie war es menschenmöglich, derart riesige Steinbrocken aufeinanderzuhäufen? Und wie immer lag die Antwort in den Steinmassen selbst. Nackter Terror hat diese riesigen Steine aufeinandergehäuft.

Das Schloß war auf Geheiß Tumbumwas gebaut worden, des Kaisers von San Lorenzo, eines verblödeten Mannes und entkommenen Sklaven. Man sagt, Tumbumwa habe die Vorlage zu dem Schloß in einem Kinderbilderbuch gefunden.

Das muß schon ein mörderisches Buch gewesen sein.

Kurz bevor wir das Portal des Schlosses erreichten, führte uns der Weg durch ein grob gezimmertes Tor, das aus zwei Telefonmasten und einem Querbalken bestand.

Von der Mitte des Balkens baumelte ein großer eiserner Haken, an dem ein Schild hing.

»Dieser Haken«, verkündete das Schild, »ist für Bokonon höchstpersönlich reserviert.«

Ich drehte mich um, um den Haken noch einmal zu sehen, und war entschlossener denn je, die Regierung zu übernehmen. Ich würde diesen Galgen niederreißen lassen!

Und ich gefiel mir in dem Gedanken, daß ich ein entschlossener, gerechter und gütiger Herrscher sein und daß mein Volk zu Wohlstand gelangen würde.

Fata Morgana!

Luftspiegelung!!

96 Glocke, Bibel und ein Küken in einer Hutschachtel

Frank und ich konnten nicht sofort zu »Papa« hinein. Dr. Schlichter von Koenigswald, der diensthabende Arzt, murmelte, wir müßten ungefähr eine halbe Stunde warten.

Frank und ich warteten also in »Papas« Vorzimmer, einem fensterlosen Raum, keine drei Quadratmeter groß und mit ein paar rustikalen Bänken und einem Kartentisch möbliert. Auf dem Kartentisch stand ein elektrischer Ventilator. Die Wände waren aus nacktem Stein, ohne Bilder oder sonstige Dekorationen.

Allerdings waren Eisenringe in einer Höhe von rund zwei Metern und in Abständen von einem Meter achtzig an den Wänden angebracht. Ich fragte Frank, ob dieser Raum eine ehemalige Folterkammer sei.

»Ja«, sagte er, und der Schachtdeckel, auf dem ich stand, sei der Eingang zu einem Verlies.

Außer einem dösenden Leibwächter hielt sich in dem Raum noch ein christlicher Seelsorger auf, bereits vorbereitet, »Papa« in seiner letzten Stunde beizustehen. Er hatte eine Tischglocke aus Messing und eine mit Löchern versehene Hutschachtel und eine Bibel und ein Fleischermesser – alles neben sich auf der Bank ausgebreitet.

In der Hutschachtel sei ein lebendes Küken, erzählte er mir. Das Küken verhielte sich ruhig, weil er es mit Schlaftabletten gefüttert habe.

Wie alle San Lorenzaner über fünfundzwanzig sah er aus wie mindestens sechzig. Sein Name sei Dr. Vox Humana, erzählte er mir, nach einem Orgelregister, das seine Mutter erschlagen habe, als die Kathedrale von San Lorenzo 1923 in die Luft gesprengt wurde. Sein Vater, gab er freimütig zu, sei unbekannt.

Ich fragte ihn, welcher christlichen Sekte er eigentlich gehöre, denn meines Wissens seien Küken und Fleischermesser bei Ausübung der christlichen Religion nicht unbedingt üblich.

»Die Glocke«, räumte ich ein, »gibt meinem Vorstellungsvermögen noch keine Rätsel auf.«

Ich hatte es mit einem intelligenten Menschen zu tun, wie sich gleich herausstellen sollte. Seine Promotionsurkunde, die er mich in Augenschein nehmen hieß, war von der Western Hemisphere University of the Bible of Little Rock, Arkansas, ausgestellt. Auf diese Universität sei er durch eine Kleinanzeige in der Zeitschrift *Der Hobbytechniker* aufmerksam geworden. Das Motto dieser Universität sei auch seine eigene Devise geworden, was auch das Küken und das Fleischermesser erkläre. Das Motto der Universität lautete:

ERFÜLLT DIE RELIGION MIT LEBEN!

Er sagte, er habe sich seine eigene Art von Christentum zulegen müssen, weil Katholizismus und Protestantismus zusammen mit dem Bokononismus geächtet worden seien.

»Will man unter diesen Umständen die christliche Lehre verbreiten, muß man sich schon ganz schön was einfallen lassen.«

»*Wüllü mo*«, sagte er im Inseldialekt, »*onter dös Krumpel dö Kristilehr förweiten, mükkest aber lecker di wot infölln löss.*«

Da kam Dr. Schlichter von Koenigswald aus »Papas« Zimmer. Er sah sehr deutsch und sehr müde aus. »Sie können jetzt zu ihm hinein.«

»Wir werden aufpassen, daß er sich nicht anstrengt«, versprach Frank.

»Können Sie ihn nicht umbringen?« sagte von Koenigswald. »Ich glaube, er wäre Ihnen dankbar.«

97 Der Scheißchrist

»Papa« Monzano und seine gnadenlose Krankheit lagen in einem Bett, das aus einem goldenen Beiboot gefertigt worden war – mitsamt Ruderpinne, Fangleine, Steuerstange und allem, alles vergoldet. Das Bett war das Rettungsboot von Bokonons' alter Schaluppe, der *Lady's Slipper* – das Rettungsboot, das vor ewigen Zeiten Bokonon und Korporal McCabe nach San Lorenzo gebracht hatte.

Die Wände des Zimmers waren weiß. Aber sie schienen in feuriges Rot getaucht, so heiß und hell war der Schmerz, der von »Papa« ausging.

Sein Oberkörper war nackt und seine verkrampfte, schweißglänzende Bauchdecke war voller Knoten. Sein Bauch schlotterte wie ein Segel im Wind.

Um den Hals hatte er ein Kettchen, an dem eine zylindrische

Kapsel von der Größe einer Patronenhülse hing.

Die Kapsel enthielt wohl irgendeinen Talisman – vermutete ich. Falsch geraten. Keinen Talisman, sondern einen Splitter *Eis 9*.

»Papa« konnte kaum sprechen. Seine Zähne klapperten, und sein Atem war außer Rand und Band.

»Papass« gemartertes Haupt lag nach hinten geneigt auf dem Bug des Beiboots.

Monas Xylophon stand in der Nähe des Betts. Offenbar hatte sie am Abend vorher versucht, seine Qual mit Musik zu lindern.

»»Papa?« flüsterte Frank.

»Leb wohl«, röchelte »Papa«. Er stierte quelläugig ins Leere.

»Ich habe einen Freund mitgebracht.«

»Leb wohl.«

»Er wird der nächste Präsident von San Lorenzo. Ich könnte niemals ein so guter Präsident sein wie er.«

»Eis!« wimmerte »Papa«.

»Er verlangt nach Eis«, sagte von Koenigswald, »und wenn wir's ihm bringen, will er es nicht.«

»Papa« rollte mit den Augen. Er entspannte den Hals, so daß sein Körpergewicht nicht mehr voll auf seinem Scheitel lastete, und bog dann den Hals wieder zurück.

»Es ist unwichtig«, sagte er, »wer Präsident von...« Er sprach nicht zu Ende.

Ich ergänzte: »San Lorenzo?«

»San Lorenzo ist«, stimmte er zu. Er brachte ein schiefes Lächeln zustande.

»Viel Glück!« krächzte er.

»Danke, Sir«, sagte ich.

»Schon gut. Bokonon. Schnappen Sie Bokonon.«

Ich suchte nach einer unverfänglichen Antwort. Mir fiel wieder ein, daß Bokonon – als eine Art Volksbelustigung – immerfort gejagt, aber nie gefangen werden sollte.

»Ich werde ihn schnappen.«

»Sagen Sie ihm...«

Ich beugte mich vor, um »Papas« Botschaft an Bokonon genau hören zu können.

»Sagen Sie ihm, es tut mir leid, daß ich ihn nicht getötet habe«, sagte »Papa«.

»Das werde ich tun.«

»Sie werden ihn töten.«

»Klar doch.«

»Papa« gelang es sogar, seiner Stimme noch einmal einen Befehlston zu verleihen. »Das ist ernst gemeint!«

Darauf erwiderte ich nichts. Ich hatte nicht vor, jemanden zu töten.

»Er lehrt die Menschen nichts als Lügen, Lügen, Lügen. Töten Sie ihn, und sagen Sie den Leuten die Wahrheit.«

»Geht in Ordnung.«

»Sie und Hoenikker – ihr bringt den Menschen Wissenschaft bei.«

»Verlassen Sie sich drauf«, versprach ich.

»Wissenschaft ist Magie, die *funktioniert*.«

Er versank wieder in Schweigen, streckte sich aus, schloß die Augen. Und dann flüsterte er: »Sterbesakramente.«

Von Koenigswald bat Dr. Vox Humana herein. Dr. Humana nahm sein pillenlahmes Küken aus der Hutschachtel und rüstete sich, seines Amtes zu walten, christliche Sterbesakramente, wie er sie verstand, zu erteilen.

»Papa« schlug sein linkes Auge auf. »Sie nicht!« fauchte er Dr. Humana an. »Raus hier!«

»Sir?« fragte Dr. Humana.

»Ich bin ein Mitglied der bokononistischen Glaubensgemeinschaft«, keuchte »Papa«. »Hauen Sie ab, Sie Scheißchrist!«

98 Sterbesakramente

Mithin hatte ich die einzigartige Gelegenheit, der Verabreichung bokononistischer Sterbesakramente beizuwohnen.

Wir versuchten vergeblich, unter den Soldaten und Hausangestellten jemanden zu finden, der zugeben mochte, diese Sterbesakramente zu kennen, und sie »Papa« erteilen wollte. Kein Wunder, mit dem Haken und dem Verlies in unmittelbarer Nähe!

So erklärte sich Dr. von Koenigswald bereit, es einmal zu probieren. Er hatte diese Zeremonie zwar nie selbst vollzogen, aber einige hundertmal Julian Castle dabei zugehört.

»Sind Sie Bokononist?« fragte ich ihn.

»In einem Punkt bin ich Bokonons Meinung. Daß nämlich alle Religionen nichts als Lügen sind.«

»Und macht es Ihnen als Wissenschaftler nichts aus, ein solches Ritual zu vollziehen?« fragte ich.

»Ich bin ein sehr schlechter Wissenschaftler. Ich tue alles, um einem Menschen zu helfen, auch wenn es unwissenschaftlich ist. Ein ernstzunehmender Wissenschaftler würde so etwas nie über seine Lippen bringen.«

Und er stieg in »Papas« goldenes Boot. Er ließ sich am Heck nieder, wo er so bequem saß, daß die vergoldeten Ruderpinnen in seinen Achselhöhlen klemmten.

Er streifte seine Sandalen von den Füßen, Socken hatte er ohnehin nicht an. Dann schlug er die Decke am Fußende des Bettes zurück und legte »Papas« Füße frei. Er stemmte seine Fußsohlen gegen »Papas« Fußsohlen – nahm also die klassische *Boko-maru*-Haltung ein.

99 Düht migte Slimm

»Gott mät matt«, singsangte Dr. von Koenigswald.

»Düht migte Slimm«, wiederholte »Papa« Monzano.

»Gott machte Schlamm«, das sagten sie, jeder in seinem Dialekt. Für den Rest der Litanei werde ich auf die Dialekte verzichten.

»Gott wurde einsam«, sagte von Koenigswald.

»Gott wurde einsam.«

»Und Gott sprach zu einem Klumpen Schlamm: ›Steh auf!‹«

»Und Gott sprach zu einem Klumpen Schlamm: ›Steh auf!‹«

»›Sieh, was ich geschaffen habe‹, sagte Gott, ›die Berge, das Meer, den Himmel, die Sterne.‹«

»›Sieh, was ich geschaffen habe‹, sagte Gott, ›die Berge, das Meer, den Himmel, die Sterne.‹«

»Und ich war ein solcher Klumpen Schlamm, der aufstand und sich umsah.«

»Und ich war ein solcher Klumpen Schlamm, der aufstand und sich umsah.«

»Glückliches Ich, glücklicher Schlamm.«

»Glückliches Ich, glücklicher Schlamm.« Tränen rollten über »Papas« Wangen.

»Ich, Schlamm, stand auf und sah, wie schön Gott alles hergerichtet hatte.«

»Ich, Schlamm, stand auf und sah, wie schön Gott alles hergerichtet hatte.«

»Gut gemacht, Gott!«

»Gut gemacht, Gott!« sagte »Papa« voller Inbrunst.

»Niemand außer Dir hätte das zuwege gebracht, Gott! Ich ganz bestimmt nicht.«

»Niemand außer Dir hätte das zuwege gebracht, Gott! Ich ganz bestimmt nicht.«

»Verglichen mit Dir fühle ich mich völlig unwichtig.«

»Verglichen mit Dir fühle ich mich völlig unwichtig.«

»Ich kann mich nur dann ein winziges bißchen wichtig fühlen, wenn ich an all den Schlamm denke, der nicht aufstehen und sich umsehen darf.«

»Ich kann mich nur dann ein winziges bißchen wichtig fühlen, wenn ich an all den Schlamm denke, der nicht aufstehen und sich umsehen darf.«

»Ich bekam so viel, der meiste Schlamm so wenig.«

»Ich bekam so viel, der meiste Schlamm so wenig.«

»*Denk ju for se onor!*« rief von Koenigswald.

»*Dünke for de Öhr!*« keuchte »Papa«.

»Jetzt legt der Schlamm sich wieder hin und fällt in Schlaf.«

»Jetzt legt der Schlamm sich wieder hin und fällt in Schlaf.«

»Nur Schlamm – und doch solche Erinnerungen!«

»Nur Schlamm – und doch solche Erinnerungen!«

»Und ich habe so interessante andere aufgestandene Schlammklumpen kennengelernt!«

»Und ich habe so interessante andere aufgestandene Schlammklumpen kennengelernt!«

»Ich liebte alles, was ich sah!«

»Ich liebte alles, was ich sah!«

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

»Ich werde jetzt gen Himmel fahren.«

»Ich werde jetzt gen Himmel fahren.«

»Ich kann es kaum erwarten...«

»Ich kann es kaum erwarten...«

»Zu erfahren, was mein *Wampeter* wirklich war.«

»Zu erfahren, was mein *Wampeter* wirklich war.«

»Und wer alles in meiner *Karass* war...«

»Und wer alles in meiner *Karass* war...«

»Und von all den guten Taten zu hören, die unsere *Karass* für Dich vollbrachte.«

»Und von all den guten Taten zu hören, die unsere *Karass* für Dich vollbrachte.«

»Amen.«

»Amen.«

100 *Frank verschwindet in einem Verlies*

Aber »Papa« starb nicht und fuhr nicht gen Himmel – noch nicht.

Ich fragte Frank, was wohl der günstigste Zeitpunkt sei, meine Präsidentschaft auszurufen. Frank war überhaupt keine Hilfe, hatte nicht den geringsten Einfall, überließ alles mir. »Ich dachte, Sie würden mich unterstützen«, beschwerte ich mich.

»Was das *Technische* betrifft.« Frank war da sehr strikt. Ich durfte seine Integrität als Techniker nicht verletzen, ihn nicht dazu verleiten, die Grenzen seines Aufgabenbereichs zu überschreiten.

»Verstehe.«

»Was immer Sie mit den Menschen vorhaben, meinen Segen haben Sie. Das ist *Ihr* Bier.«

Franks plötzliche Abkehr von allem, was mit Menschen zu tun hatte, schockierte und verärgerte mich. Ich gab mir alle Mühe, meiner Stimme einen satirischen Unterton zu verleihen, als ich sagte: »Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir, rein technisch natürlich, zu verraten, was Sie für diesen Tag aller Tage vorgesehen haben?«

Ich erhielt eine rein technische Antwort. »Das Kraftwerk zu reparieren und ein Luftschauspiel zu organisieren.«

»Ausgezeichnet! So wird der erste Triumph meiner Präsidentschaft darin bestehen, meinem Volk wieder Strom geschenkt zu haben.«

Frank konnte in dieser Äußerung nichts Komisches entdecken. Er schlug die Hacken zusammen. »Ich versuche es, Sir.

Ich werde mein Bestes für Sie tun, Sir. Ich weiß allerdings nicht, wie lange es dauern wird, bis wir wieder Saft in den Leitungen haben.«

»Das ist genau, was ich will – ein saftiges Land.«

»Ich werde mein Bestes tun, Sir.« Frank schlug wieder die Hacken zusammen.

»Und das Luftschauspiel?« fragte ich. »Was ist das?«

»Heute nachmittag um ein Uhr, Sir, werden sechs Flugzeuge der Luftwaffe von San Lorenzo über diesen Palast hier fliegen und auf Ziele im Wasser schießen. Das gehört zu den Feierlichkeiten am Tag der Hundert Märtyrer für die Demokratie. Außerdem hat der amerikanische Botschafter vor, einen Kranz ins Meer zu werfen.«

Ich beschloß zögernd, daß Frank unmittelbar nach der Kranzwerfung meine Apotheose verkünden sollte.

»Was halten Sie davon?« fragte ich Frank.

»Sie sind der Chef, Sir.«

»Ich glaube, ich sollte allmählich eine Rede vorbereiten«, sagte ich. »Und so etwas wie eine Verteidigung sollte auch stattfinden, damit das Ganze einen würdevollen und offiziellen Anstrich bekommt.«

»Sie sind der Chef, Sir.«

Jedesmal, wenn er das sagte, schienen diese Worte von weiter her zu kommen, als ob Frank auf einer Leiter einen tiefen Schacht hinabstieg, während ich gezwungen war, oben zu bleiben.

Und verärgert stellte ich fest, daß meine Rolle als Chef Frank die Möglichkeit gab, endlich das zu tun, was er mehr als alles andere tun wollte, was auch sein Vater getan hatte: Ehrungen auf sich häufen, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen und sich gleichzeitig aus jeder menschlichen Verantwortung stehlen. Er verwirklichte das, indem er in einem geistigen Verlies verschwand.

101 *Wie meine Vorgänger ächte ich Bokonon*

Meine Rede schrieb ich in einem runden, kahlen Zimmer im Erdgeschoß eines Turms. Der Raum war lediglich mit einem Tisch und einem Stuhl ausgestattet. Und die Rede, die ich schrieb, war ebenfalls rund und kahl und spärlich möbliert.

Sie drückte Hoffnung und Demut aus.

Und ich sah mich außerstande, nicht auf Gottes Hilfe zu bauen. Nie zuvor hatte ich solcher Hilfe bedurft, weswegen ich sie auch für ein Hirngespinnst gehalten hatte. Jetzt wurde mir klar, daß ich an diese Hilfe glauben mußte – und das tat ich auch.

Außerdem war ich aber auch auf menschliche Hilfe angewiesen. Ich ließ mir die Gästeliste für den Festtag vorlegen und mußte feststellen, daß Julian Castle und sein Sohn nicht eingeladen worden waren. Sofort sandte ich Boten mit Einladungen an sie aus. Die beiden waren mir besonders wichtig, wußten sie doch über mein Volk mehr als jeder andere, von Bokonon einmal abgesehen.

Was Bokonon betrifft:

Ich erwog, ihn zu bitten, meiner Regierung beizutreten, um dergestalt meinem Volk ein neues Zeitalter zu bescheren. Und ich dachte auch daran, den schrecklichen Haken vor dem Schloßportal unter allgemeinem Jubel und Frohlocken niederreißen zu lassen.

Aber dann begriff ich, daß ein neues Zeitalter etwas mehr bieten müßte als einen Heiligen auf einem Ministersessel, daß es auch für alle gut und reichlich zu essen geben müßte und schöne Wohnungen für alle und gute Schulen und gute Krankenhäuser und ein angenehmes Leben für alle und Arbeit für alle, die arbeiten wollten – Dinge, die Bokonon und ich nicht einmal ansatzweise würden verwirklichen können.

So mußten das Gute und das Böse weiterhin voneinander getrennt bleiben, das Gute im Dschungel und das Böse im

Palast. Was daran auch immer vergnüglich war, es war das einzige Vergnügen, das wir den Leuten bieten konnten.

Es klopfte. Ein Diener teilte mir mit, daß die ersten Gäste einträfen.

Ich steckte mein Redemanuskript in die Jackentasche und erklimmte die Wendeltreppe im Turm. Von der höchsten Zinne meines Schlosses aus blickte ich auf meine Gäste hinab, meine Diener, mein Kliff und mein lauwarmes Meer.

102 *Feinde der Freiheit*

Wenn ich an all die Leute denke, die ich damals von der höchsten Zinne aus betrachtete, muß ich an Bokonons »119. Calypso« denken, in dem er uns auffordert, mit ihm anzustimmen:

»Wo sind nur meine Kumpels geblieben?«

Sagte ein alter Trauerkloß.

Und ich flüsterte ihm zu:

»Deine Kumpels bist du los.«

Anwesend waren Botschafter Horlick Minton und seine Gemahlin; H. Lowe Crosby, der Fahrradfabrikant, und seine Hazel; Dr. Julian Castle, Arzt und Menschenfreund, und sein Sohn Philip, Schriftsteller und Hotelier; Klein Newton Hoenikker, Kunstmaler, und seine musikalische Schwester, Mrs. Harrison C. Conners; meine göttliche Mona; Generalmajor Franklin Hoenikker und zwanzig ausgewählte Lorenzaner Beamte und Militärs.

Tot – fast alle sind inzwischen tot.

Wie Bokonon lehrt: »Es ist nie falsch, Lebewohl zu sagen.«

Auf meinen Festungsmauern war ein Buffet angerichtet, das

von regionalen Delikatessen förmlich überquoll: geröstete Singvögel in Mäntelchen gehüllt, die aus ihren eigenen blaugrünen Federn bestanden; lavendelfarbene Landkrabben, die man aus ihrem Gehäuse genommen, kleingehackt, in Kokosnußöl gebacken und dann wieder in ihre Gehäuse gestopft hatte; junge Pfeilhechte, mit Bananenpaste gefüllt; und mundgerechte gekochte Albatroshappen auf ungesäuerten, ungewürzten Maismehlwaffeln.

Der Albatros sei, wie man mir erzählte, von jenem Turm abgeschossen worden, auf dem das Büffet nun hergerichtet war. Zwei Getränke wurden gereicht, beide ohne Eis: Pepsi-Cola und einheimischer Rum. Die Pepsi wurde in Pappbechern serviert. Der Rum in Kokosnußschalen. Ich konnte den eigentümlich süßen Duft des Rums nicht identifizieren, obwohl er mich irgendwie an meine frühe Jugend erinnerte.

Frank half weiter: »Aceton.«

»Aceton?«

»Ist im Klebstoff für Modellflugzeuge.«

Ich trank den Rum nicht.

Botschafter Minton machte mit seiner Kokosnuß galant und in Botschaftermanier grüßend die Runde und tat, als liebte er alle Menschen der Welt und alle ihnen wohltuenden Getränke. Aber ich sah ihn nicht einmal trinken. Er hatte ein Gepäckstück bei sich, dessen Anblick mich einigermaßen befremdete. Es mutete wie ein Waldhornkoffer an, enthielt jedoch, wie sich später herausstellte, den Kranz, der ins Meer geworfen werden sollte.

Der einzige, der den Rum trank, war H. Lowe Crosby, der offensichtlich keinen Geruchssinn besaß. Er amüsierte sich königlich, schlürfte Aceton aus seiner Kokosnußschale und saß auf einer Kanone, deren Zündloch er mit seinem dicken Hintern verstopfte. Durch ein riesiges japanisches Fernglas spähte er seewärts. Ihn faszinierten die Zielscheiben, die auf schwankende Flöße montiert und vor der Küste verankert waren.

Die Zielscheiben waren aus Sperrholz und hatten die Umrisse von Menschen.

Sie sollten beschossen und bombardiert werden – als Machtdemonstration der sechs Kampfflieger der lorenzanischen Luftwaffe.

Jede Zielscheibe war die Karikatur einer authentischen Person, und ihr Name war in großen Buchstaben vorn und hinten auf die Zielscheibe gemalt.

Ich erkundigte mich nach dem Karikaturisten und erfuhr, daß der Künstler Dr. Vox Humana, der Diener Jesu, war. Er stand direkt neben mir.

»Ich wußte gar nicht, daß Sie auch auf diesem Gebiet über beachtliche Fähigkeiten verfügen.«

»Doch, doch. Als ich noch jung war, fiel mir die Berufswahl lange Zeit schwer.«

»Sie haben die richtige Wahl getroffen.«

»Ich betete zu Gott, er möge mir den rechten Weg weisen.«

»Hat er.«

H. Lowe Crosby reichte das Fernglas seiner Frau. »Ganz vorn steht der olle Joe Stalin, und gleich neben ihm ist der olle Fidel Castro verankert.«

»Und da ist der olle Hitler«, frohlockte Hazel. »Und da der olle Mussolini und irgendein oller Japs.«

»Und da ist der olle Karl Marx.«

»Und da der olle Kaiser Willem mit Pickelhaube und allem Drum und Dran«, gurrte Hazel. »Ich hätte nie geglaubt, daß ich *ihn* noch mal sehen würde.«

»Und da ist der olle Mao. Siehst du den ollen Mao?«

»Erwischt es ihn?« fragte Hazel. »Erwischt jetzt ihn die Überraschung seines Lebens? Ein hübscher Gedanke, finde ich.«

»Da draußen sind praktisch alle Feinde der Freiheit versammelt«, dozierte H. Lowe Crosby.

103 *Wie ein Arzt die Auswirkungen eines Schriftstellerstreiks beurteilt*

Keiner der Gäste wußte, daß ich Präsident werden würde. Keiner wußte, wie nah »Papa« dem Tod war. Frank ließ offiziell verlautbaren, »Papa« sei den Umständen entsprechend wohlauf und lasse alle herzlich grüßen.

Frank kündigte den weiteren Programmverlauf an: Botschafter Minton würde den Kranz zu Ehren der Hundert Märtyrer ins Meer werfen, dann würden Jagdflieger die Zielscheiben versenken, und schließlich würde er, Frank, ein paar Worte sprechen. Er verriet der versammelten Gesellschaft nicht, daß auf seine Rede eine Rede von mir folgen würde.

So wurde ich wie ein x-beliebiger Journalist behandelt und ließ mich hier und da auf harmlose *Granfallonerien* ein.

»Tag, Mutti«, rief ich Hazel Crosby zu.

»Wenn das nicht mein guter Junge ist!« Sie umarmte mich und erzählte jedem: »Dieser Junge ist ein Hoosier!«

Vater und Sohn Castle hielten sich abseits von der übrigen Gesellschaft. Sie hatten so lange unter »Papas« Bannstrahl gestanden, daß sie sich nicht erklären konnten, weshalb sie nun auf einmal wieder eingeladen worden waren.

Castle junior redete mich mit »Zeitungsfritze« an.

»Guten Morgen, Zeitungsfritze. Was gibt's Neues im Land der Wörter?«

»Dasselbe könnte ich Sie auch fragen«, antwortete ich.

»Ich denke daran, einen Generalstreik aller Schriftsteller auszurufen, der erst dann beendet sein soll, wenn die Menschheit Vernunft angenommen hat. Würden Sie so was unterstützen?«

»Haben Schriftsteller das Recht zu streiken? Das wär' doch so, als gingen die Polizisten und die Feuerwehrleute in den Ausstand.«

»Oder die Uniprofessoren.«

»Oder die Uniprofessoren«, pflichtete ich ihm bei. Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mein Gewissen ließe es wohl nicht zu, einen solchen Streik zu unterstützen. Wenn sich jemand entschließt, Schriftsteller zu werden, nimmt er die heilige Pflicht auf sich, in rasendem Tempo Schönheit, Geistesblitze und Erbauung zu produzieren.«

»Ich muß aber dauernd daran denken, wie abgrundtief verzweifelt die Leute wären, wenn plötzlich keine neuen Bücher, neuen Theaterstücke, Erzählungen und Gedichte mehr erschienen...«

»Und wenn die Leute dann anfangen, wie die Fliegen zu sterben, würden Sie sich wohl auch noch was drauf einbilden?«

»Ich glaube eher, sie würden wie tollwütige Hunde sterben – knurrend einer nach dem anderen schnappen und sich in den eigenen Schwanz beißen.«

Ich wandte mich Castle senior zu. »Sir, wie stirbt ein Mensch, der die Tröstungen der Literatur entbehren muß?«

»Auf zweierlei Weise«, sagte er, »entweder an Herzversteinerung oder an Nervenschwund.«

»Klingt beides nicht sehr verlockend«, sagte ich.

»Nein«, sagte Castle senior. »Schreibt um Himmels willen *beide* weiter, bitte!«

104 *Sulfathiazol*

Meine göttliche Mona hielt sich von mir fern und forderte mich auch nicht durch schmachkende Blicke auf, an ihre Seite zu kommen. Sie spielte Gastgeberin und stellte Angela und Newt San Lorenzanern vor.

Ich weiß heute noch nicht, was ich von diesem Mädchen halten soll. Wenn ich mir zum Beispiel ihre völlige Gleichgültigkeit bei »Papas« Zusammenbruch oder unserer Verlobung

ins Gedächtnis rufe – schwanke ich zwischen blinder Vergötterung und verächtlicher Geringschätzung.

War sie die Vollendung alles Weiblichen schlechthin?

Oder war sie narkotisiert, frigide – einfach ein kalter Fisch, betäubt und süchtig nach dem Xylophon, dem Schönheitskult und dem *Boko-maru*?

Ich werde es nie erfahren.

Bokonon lehrt uns:

Der Liebende ist ein Lügner,
Der sich selber belügt,
Wahrhaftige sind ohne Liebe,
Weil ihr Blick sie nie trügt.

Meine Instruktionen sind also klar: In meiner Erinnerung hat meine Mona als vollkommenes Wesen weiterzuleben.

»Sagen Sie«, setzte ich mein Gespräch mit Philip Castle am Tag der Hundert Märtyrer für die Demokratie fort, »haben Sie sich heute schon mit Ihrem Freund und Bewunderer H. Lowe Crosby unterhalten?«

»Da ich ausnahmsweise Anzug, Schuhe und Krawatte trage, hat er mich nicht wiedererkannt«, antwortete Castle junior. »Wir hatten schon eine reizende Unterhaltung über Fahrräder. Vielleicht diskutieren wir später weiter.«

Crosbys Wunsch, San Lorenzo mit Fahrrädern zu beglücken, fand ich plötzlich gar nicht mehr lächerlich. Als oberster Befehlshaber der Insel erschien mir eine Fahrradfabrik äußerst erstrebenswert. Meine bisherigen Empfindungen für das, was H. Lowe Crosby war und tun konnte, schlugen plötzlich in Hochachtung um.

»Was würde die Bevölkerung von San Lorenzo wohl von Industrialisierung halten?« fragte ich die beiden Castles.

»Die Bevölkerung von San Lorenzo«, antwortete der Vater, »ist nur an drei Dingen interessiert: Fischfang, Hurerei und

Bokononismus.«

»Meinen Sie nicht, man könnte sie für den Fortschritt begeistern?«

»Davon haben sie mal ein bißchen mitgekriegt. Am Fortschritt begeistert sie nur eine einzige Sache.«

»Und das wäre?«

»Die elektrische Gitarre.«

Ich entschuldigte mich und ging wieder zu den Crosbys. Frank Hoenikker erklärte ihnen gerade, wer und wogegen Bokonon war: »Er ist gegen die Wissenschaft.«

»Wie kann jemand allen Ernstes gegen die Wissenschaft sein?« fragte Crosby.

»Wenn es Penicillin nicht gäbe, wäre ich schon längst tot«, sagte Hazel. »Und meine Mutter auch.«

»Wie alt *ist* Ihre Mutter?« fragte ich.

»Hundertsechs. Ist das nicht großartig?«

»Doch, das ist es«, stimmte ich zu.

»Und ich wäre jetzt auch Witwe, wenn sie damals meinem Mann nicht diese Medizin verabreicht hätten«, sagte Hazel. Sie mußte ihren Mann nach dem Namen der Medizin fragen. »Liebling, wie hieß doch dieses Zeug, das dir damals das Leben gerettet hat?«

»Sulfathiazol.«

Und ich beging den Fehler, von einem vorbeischwebenden Tablett ein Albatrosschnittchen zu nehmen.

105 *Schmerzmittel*

Wie es sich nun mal traf – »Wie es sich nun mal treffen *mußte*«, würde Bokonon sagen –, war Albatrossfleisch mir dermaßen zuwider, daß mir speiübel wurde, kaum daß ich den ersten Bissen hinuntergewürgt hatte. Mir blieb nichts anderes übrig,

als die steinerne Wendeltreppe hinunterzustürzen und nach einer Toilette Ausschau zu halten. Ein Klo neben »Papas« Suite rettete mich.

Als ich einigermaßen erleichtert wieder hinausschlurfte, kam Dr. Schlichter von Koenigswald wie ein Pfeil aus »Papas« Schlafzimmer geschossen. Er hatte einen wilden Blick und packte mich an den Armen und rief: »Was ist es? Was hatte er an seiner Halskette hängen?«

»Wie meinen?«

»Er hat es eingenommen! Was auch immer in der Kapsel war, »Papa« hat es ge... und jetzt ist er tot.«

Mir fiel die Kapsel wieder ein, die »Papa« um den Hals hängen hatte, und ich äußerte eine naheliegende Vermutung: »Zyankali?«

»Zyankali? Seit wann kann Zyankali einen Menschen von einer Sekunde auf die andere in Zement verwandeln?«

»Zement?«

»Marmor! Eisen! Ich hab' noch nie eine so wahnsinnig starre Leiche gesehen. Man kann draufklopfen, wo man will, sie tönt wie ein Marimba-Xylophon! Sehen Sie doch selbst!«

Von Koenigswald schubste mich in »Papas« Schlafzimmer. Der Anblick war grauenhaft. »Papa« lag tot im Bett, dem vergoldeten Beiboot, aber er gab keine Leiche ab, zu der man hätte sagen können: »Ruhe in Frieden«.

»Papas« Kopf war bis zum Geht-nicht-mehr zurückgebogen. Sein Körpergewicht ruhte auf dem Scheitel und den Fußsohlen. Der übrige Körper glich einer Brücke, die sich zur Zimmerdecke bäumte. Er hatte die Form eines Kaminbocks.

Daß er an dem Inhalt der Kapsel gestorben war, stand fest. In der einen Hand hielt er die geöffnete Kapsel, während Daumen und Zeigefinger der anderen Hand zwischen seinen Zähnen steckten, so als hätten sie gerade ein Quentchen Irgendwas losgelassen.

Dr. von Koenigswald löste den Ruderpflock einer Riemen-

dolle aus seiner Halterung im Dollbord des vergoldeten Bootes und schlug mit der stählernen Dolle auf »Papas« Bauch. Tatsächlich klang »Papa« wie ein Marimba-Xylophon.

Und »Papas« Lippen und Nasenlöcher und Augäpfel waren in blauweißem Frost erstarrt.

Derartige Symptome sind inzwischen weiß Gott nichts Neues mehr. Damals war es allerdings etwas Neues. »Papa« Monzano war der erste Mensch seit Bestehen der Welt, der an *Eis 9* starb.

Ich halte diese Tatsache fest, ohne mich weiter zu fragen, warum eigentlich. »Schreibt alles auf«, lehrt uns Bokonon. Im Grunde lehrt er uns natürlich, wie sinnlos es ist, Geschichten zu schreiben oder zu lesen. »Wie kann man von Menschen erwarten, daß sie in Zukunft schwerwiegende Fehler vermeiden, wenn sie nicht genau über die Vergangenheit Bescheid wissen?« fragt er ironisch.

Darum noch einmal: »Papa« Monzano war der erste Mensch seit Bestehen der Welt, der an *Eis 9* starb.

106 Was Bokononisten sagen, wenn sie Selbstmord begehen

Dr. von Koenigswald, der Arzt mit dem gräßlichen KZ-Defizit auf seinem Wohltätigkeitskonto, war der zweite, der durch *Eis 9* sterben sollte.

Er sprach über die Totenstarre, ein Thema, das ich angeregt hatte.

»Die Totenstarre setzt nicht in Sekundenschnelle ein«, dozierte er. »Ich habe »Papa« nur für einen Moment den Rücken zugekehrt. Er phantasierte...«

»Worüber?« fragte ich.

»Schmerzen, Eis, Mona – alles. Und dann sagte »Papa«: »Jetzt

werde ich die ganze Welt vernichten.««

»Was meinte er damit?«

»Das sagen Bokononisten immer, wenn sie Selbstmord begehen.« Von Koenigswald ging zu einer Waschschüssel, um sich die Hände zu waschen. »Als ich mich umdrehte«, sagte er und hielt die Hände über das Wasser, »war er tot – und hart wie eine Statue, so wie Sie ihn da jetzt sehen. Ich strich mit den Fingern über seine Lippen. Sie sahen so eigenartig aus.«

Er tauchte die Hände ins Wasser. »Welche Chemikalie könnte wohl...«

Die Frage verlor sich.

Von Koenigswald hob die Hände und mit ihnen das Wasser aus der Schüssel. Aber es war kein Wasser mehr, sondern eine Halbkugel aus *Eis 9*.

Von Koenigswald berührte mit der Zungenspitze das blauweiße Rätsel.

Frost überzog seine Lippen. Er wurde steif, taumelte und brach zusammen.

Die blauweiße Halbkugel zersplitterte. Eisstückchen jagten über den Boden.

Ich ging zur Tür und brüllte um Hilfe.

Soldaten und Diener eilten herbei.

Ich befahl ihnen, Frank, Newt und Angela sofort zu mir zu bringen.

Nun hatte ich *Eis 9* gesehen!

107 *Weidet euch an diesem Anblick!*

Ich ließ die drei Kinder von Dr. Felix Hoenikker in »Papa« Monzanos Schlafzimmer. Ich schloß die Tür und lehnte mich mit dem Rücken dagegen. Ich war verbittert, in Weltuntergangsstimmung. Ich wußte, was *Eis 9* anrichten könnte, allzu-

oft hatte ich das im Traum gesehen.

Kein Zweifel: Frank hatte »Papa« *Eis 9* gegeben. Und wenn Frank das konnte, konnten Angela und Klein Newt es unter Garantie genauso gut.

Ich schnauzte die drei wütend an, wollte sie wegen Schwerstkriminalität zur Rechenschaft ziehen. Das Spiel sei aus, ich wisse über sie und *Eis 9* Bescheid. Ich versuchte, sie damit zu erschrecken, daß *Eis 9* in der Lage sei, das Leben auf der Erde endgültig auszulöschen. Dabei lief ich zu einer solchen Form auf, daß sie gar nicht auf die Idee kamen, mich zu fragen, woher ich eigentlich von *Eis 9* wußte.

»Weidet euch an diesem Anblick!« sagte ich.

Wie Bokonon uns lehrt: »Gott hat nie in Seinem Leben ein gutes Theaterstück geschrieben.« Die Szene in »Papas« Zimmer ermangelte jedenfalls nicht bühnenwirksamer Effekte und Requisiten. Mein Eröffnungsmonolog zum Beispiel hätte kaum besser ausfallen können.

Aber die erste Hoenikker-Reaktion setzte aller Pracht ein Ende.

Klein Newt kotzte.

108 *Frank sagt uns, was zu tun ist*

Und dann hätten wir alle am liebsten gekotzt.

Newt hatte das Gebot der Stunde erkannt.

»Ganz und gar Ihrer Meinung«, sagte ich zu Newt. Und dann schnauzte ich Angela und Frank an: »Da wir nun Newts Meinung wissen, würde ich gern hören, was Sie dazu zu sagen haben?«

»Urrgh«, sagte Angela unterwürfig und mit heraushängender Zunge. Sie war kalkweiß.

»Ist das auch Ihre Meinung, General?« fragte ich Frank.

»Urrgh? Ist es das, was Sie sagen wollten?«

Frank röchelte. Stand da mit gebleckten Zähnen und zusammengepreßten Kiefern, und sein Atem ging flach und pfeifend.

»Wie der Hund«, murmelte Klein Newt und sah auf von Koenigswald hinab.

»Welcher Hund?«

Newt hauchte seine Antwort nur hervor. Aber in diesem Gemäuer war die Akustik so ausgezeichnet, daß uns sein Flüstern mit der Deutlichkeit von Kirchengeläut entgegen-schallte.

»Am Weihnachtsabend, als Vater starb.«

Newt führte Selbstgespräche. Und als ich ihn bat, mir etwas mehr über diesen Hund am Heiligabend zu erzählen, sah er mich entgeistert an – als sei ich in einen Traum gedrungen. Er nahm mich nicht einmal wahr.

Seine Geschwister gehörten jedoch sehr wohl in diesen Traum. Und er sprach in diesem Alptraum mit seinem Bruder Frank: »Du hast es ihm gegeben.

Und so bist du auch an diesen Traumjob gekommen?« fragte er Frank erstaunt. »Was hast du ihm gesagt – daß du was Besseres als die Wasserstoffbombe hast?«

Frank blieb die Antwort schuldig. Er sah sich aufmerksam im Zimmer um, musterte jedes Detail. Seine Kiefer entspannten sich, woraufhin er mit den Zähnen und simultan dazu mit den Augendeckeln klapperte. Allmählich bekam er auch wieder Farbe im Gesicht. Und das war sein Kommentar: »Hört mal, wir müssen diesen Saustall hier endlich aufräumen.«

109 *Frank verteidigt sich*

»General«, wandte ich mich an Frank, »das dürfte eine der überzeugendsten Verlautbarungen eines Generalmajors in diesem Jahr gewesen sein. Ich frage mich, wie Sie als mein technischer Berater empfehlen können, daß *wir*, wie Sie es so schön zu formulieren beliebten, »diesen Saustall aufräumen?«

Franks Antwort war denkbar einfach. Er schnippte mit den Fingern. Man konnte förmlich zusehen, wie er sich aus dem Sumpf der Schuld herauswand und sich mit wachsendem Stolz und Tatendrang auf die Seite der Weltverbesserer und Putzteufel schlug.

»Besen, Staubtücher, Lötlampe, Heizplatte, Eimer«, befahl er und schnippte pausenlos mit den Fingern.

»Wollen Sie mit der Lötlampe an die Leichen gehen?« fragte ich.

Frank war jetzt derart mit seinen technischen Problemen beschäftigt, daß er zu seinem Fingerschnippen den reinsten Steptanz aufführte. »Die großen *Eis-9*-Brocken kehren wir einfach zusammen und schmelzen sie in einem Eimer auf der Heizplatte. Als nächstes sengen wir jeden Quadratzentimeter Boden mit der Lötlampe ab, falls irgendwelche Krümel übriggeblieben sein sollten. Was wir mit den Leichen und dem Bett machen...« Darüber mußte er noch nachdenken.

»Einen Scheiterhaufen!« rief er, begeistert von seinem eigenen Einfall. »Beim Haken draußen werd' ich einen riesigen Scheiterhaufen errichten lassen, und da schmeißen wir das Bett und die Leichen drauf.«

Er wollte gehen, um den Scheiterhaufen errichten und das Putzzeug bringen zu lassen. Angela hielt ihn fest.

»Wie *konntest* du nur?« wollte sie wissen.

Frank lächelte starr und ausdruckslos. »Wird schon alles gut.«

»Wie *konntest* du dieses Zeug nur einem Kerl wie »Papa«

Monzano geben?« beharrte sie.

»Erst mal diesen Saustall hier aufräumen, dann unterhalten wir uns.«

Angela packte ihn an den Armen und ließ ihn nicht fort.
»Wie *konntest* du nur!« Sie schüttelte ihn.

Frank stieß seine Schwester von sich. Er hörte auf zu lächeln, wurde für einen Moment zu einem Ausbund an Hohn und Spott, einen Moment, in dem er Angela mit grenzenloser Verachtung erwiderte: »Ich habe mir auf genau dieselbe Weise einen Job gekauft, wie du dir deinen Don Juan von Ehemann und Newt sich eine Woche mit einer russischen Zwergin auf Cape Cod!«

Das starre, ausdruckslose Lächeln kehrte zurück.

Frank ging und knallte die Tür hinter sich zu.

110 *Das Vierzehnte Buch*

»Zuweilen«, lehrt uns Bokonon, »überschreitet das *Puhl-Pah* die Grenzen menschlichen Fassungsvermögens.« Bokonon definiert das *Puhl-Pah* in seinem Schriften einmal als einen »Orkan von Scheiße« und an anderer Stelle als den »Zorn Gottes«.

Aus Franks Äußerungen, ehe er die Tür zuknallte, folgerte ich, daß die Republik San Lorenzo und die drei Hoenikkers nicht die einzigen waren, die *Eis 9* besaßen. Offensichtlich traf das auch für die Vereinigten Staaten von Amerika und die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken zu. Die Vereinigten Staaten hatten es von Angelas Mann erhalten, dessen Betrieb in Indianapolis begreiflicherweise von elektrischen Zäunen und mordgierigen deutschen Schäferhunden umgeben war. Und Sowjetrußland war durch Newts kleine Zinka drangekommen, jenen reizenden Troll des ukrainischen Balletts.

Ich war fassungslos.

Ich senkte den Kopf, schloß die Augen und wartete auf Franks Rückkehr mit den bescheidenen Geräten, die zur Reinigung eines Schlafzimmers vonnöten sind – *eines* Schlafzimmers unter allen Schlafzimmern der Welt, eines Schlafzimmers, das mit *Eis 9* verseucht war.

Irgendwo inmitten dieser veilchenblauen samtenen Vergessenheit hörte ich Angelas Stimme. Sie sprach nicht zu ihrer eigenen, sondern zu Newts Verteidigung: »Newt hat es ihr nicht gegeben, sie hat es *gestohlen*.«

Diese Erklärung interessierte mich nicht sonderlich.

»Wieviel Hoffnung bleibt der Menschheit«, dachte ich, »wenn Leute wie Felix Hoenikker ein Zeug wie *Eis 9* Kindern in die Hand drücken, die genauso kurzsichtig sind wie wohl die meisten Menschen?«

Und mir fiel das *Vierzehnte Buch des Bokonon* ein, das ich in der vergangenen Nacht von vorne bis hinten gelesen hatte. Das *Vierzehnte Buch* trägt den Titel: »Was kann sich ein vernünftiger Mensch angesichts der Erfahrungen der letzten Jahrmillionen für die Menschheit erhoffen?«

Das *Vierzehnte Buch* hat man ziemlich schnell durch. Es besteht aus einem Wort und einem Punkt.

Und lautet:

»Nichts.«

111 *Pause*

Frank kam mit Besen und Staubtüchern zurück, einer Lötlampe, einem Petroleumkocher, einem guten alten Eimer und Gummihandschuhen.

Wir zogen die Handschuhe an, um unsere Hände nicht mit *Eis9* in Berührung zu bringen. Frank stellte den Kocher auf das

Xylophon der göttlichen Mona und den lieben alten Eimer obendrauf.

Und wir lasen die größeren *Eis-9*-Stücke vom Boden auf und warfen sie in diesen bescheidenen Eimer. Sie schmolzen und verwandelten sich in gutes, liebes, altes, rechtschaffenes Wasser.

Angela und ich wischten den Fußboden auf, und Klein Newt kroch unter die Möbel, um nach übriggebliebenen *Eis-9*-Splittern zu fahnden. Und Frank folgte unseren Wischlappen mit dem flammenden Purgatorium seiner Lötlampe.

Uns überkam die dumpfe Gemütsruhe von Putzfrauen und Hausmeistern, die noch spät nachts zu tun haben. In einer Welt aus Schmutz und Chaos machten wenigstens wir unser Eckchen hübsch sauber.

Und ich hörte, wie ich Newt und Angela und Frank im Konversationston bat, mir mehr zu erzählen über den Heiligabend, an dem der alte Herr starb, und über den Hund.

Und in der kindlichen Gewißheit, sie würden durch ihr Reinemachen alles wieder ins Lot bringen, erzählten mir die Hoenikkers folgende Geschichte.

An diesem schicksalhaften Heiligabend ging Angela ins Dorf, um Weihnachtsbaumkerzen zu kaufen, während Newt und Frank am einsamen winterlichen Strand spazierengingen. Dort lief ihnen ein schwarzer Neufundländer zu. Der Hund war freundlich wie alle Neufundländer und folgte Frank und Klein Newt nach Hause.

Felix Hoenikker starb – starb in seinem weißen Korbessel mit Blick zum Meer –, während seine Kinder außer Haus waren. Den ganzen Tag hatte er sie mit Anspielungen auf *Eis 9* gehänselt und ihnen die kleine Flasche gezeigt, auf deren Schild er einen Totenkopf mit gekreuzten Knochen gezeichnet und darunter geschrieben hatte: »Lebensgefahr! *Eis 9*! Vor Feuchtigkeit schützen!«

Den ganzen Tag hatte der alte Mann an seinen Kindern her-

umgenörgelt, noch dazu in einem heiteren Ton. »Na los, jetzt spannt eure Gehirnzellen mal ein bißchen an. Ich habe euch gesagt, daß sein Gefrierpunkt bei 45,8° Celsius liegt, und ich habe euch gesagt, daß es nur aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht. Also, was könnte es sein? Denkt ein bißchen nach. Habt keine Angst, daß ihr eure Gehirnzellen überdehnt. Sie zerreißen schon nicht.«

»Er hat uns immerzu aufgefordert, unsere Gehirnzellen ein bißchen anzuspannen«, sagte Frank in Erinnerung an alte Zeiten.

»Den Versuch, meine Gehirnzellen anzuspannen, habe ich schon ich-weiß-nicht-mehr-wann aufgegeben«, gestand Angela und lehnte sich auf ihren Besen. »Wenn er über Wissenschaft sprach, konnte ich ihm nicht einmal zuhören. Ich nickte nur immer und tat, als versuchte ich meine Gehirnzellen anzuspannen, aber in Sachen Wissenschaft hatte dieses arme Gehirn weniger Spannkraft als ein altes Strumpfband.«

Ehe sich der alte Herr in seinen Korbsessel begab und starb, hatte er offenbar in der Küche mit Wasser und Töpfen und Pfannen und *Eis 9* geplansch. Er mußte Wasser in *Eis 9* und *Eis 9* wieder in Wasser verwandelt haben, da er sämtliche Töpfe und Pfannen aus den Regalen genommen hatte. Ein Küchenthermometer lag auch herum, also mußte der alte Herr irgendwelche Temperaturen gemessen haben.

Der alte Herr hatte wohl nur eine kleine Pause in seinem Sessel einlegen wollen, denn in der Küche hatte er einen ziemlichen Verhau hinterlassen. Bestandteil des Verhaus war ein Kochtopf, randvoll mit kompaktem *Eis 9*. Zweifellos hatte er es wieder einschmelzen wollen, um die Weltvorräte des blauweißen Zeugs wieder auf das Scheibchen in der Flasche zu reduzieren – nach einer kleinen Pause.

Aber wie Bokonon uns lehrt: »Jeder kann eine Pause machen, aber niemand kann sagen, wie lange die Pause dauern wird.«

112 *Mutters Handtäschchen*

»Ich hätte schon, als ich reinkam, merken müssen, daß er tot ist«, sagte Angela und lehnte sich wieder auf ihren Besen. »Dieser Korbsessel gab keinen Laut von sich. Sonst knirschte und knarzte er immer, wenn Vater darin saß, sogar wenn er schlief.« Aber Angela glaubte, ihr Vater sei eingeschlafen, und kümmerte sich weiter um den Weihnachtsbaum.

Newt und Frank kamen mit dem Neufundländer an. Sie gingen in die Küche, um nach etwas Eßbarem für den Hund zu suchen. Sie sahen das Durcheinander, das der alte Herr angerichtet hatte.

Auf dem Fußboden waren Wasserlachen, und Klein Newt nahm ein Spültuch und wischte sie auf. Den triefenden Lappen warf er auf den Küchentisch.

Wie es sich nun mal traf, fiel der Lappen in den Topf mit dem *Eis 9*.

Frank dachte, der Topf enthielte so etwas wie Zuckerguß und reichte Newt den Topf hinunter, um ihm zu zeigen, was seine Sorglosigkeit mit dem Lappen angerichtet hatte.

Newt schälte das Spültuch von der Eisoberfläche und stellte fest, daß es eine seltsam metallische, schlangenartige Beschaffenheit angenommen hatte, als sei es aus feinstem Goldgeflecht gewoben.

»Ich sage ›Goldgeflecht‹«, sagte Klein Newt dort in »Papas« Schlafzimmer, »weil ich sofort an Mutters Handtäschchen denken mußte und daran, wie sich dieses Täschchen anfühlte.«

Angela erklärte in sentimental Worten, daß Newt als Kind dieses goldene Handtäschchen wie einen Schatz gehütet und aufbewahrt hatte. Ich stellte mir darunter ein kleines Ausgetäschchen vor.

»Es fühlte sich so komisch an, wie nichts sonst, was ich jemals berührt hatte«, sagte Newt, sich auf seine alte Vorliebe für das Täschchen besinnend. »Ich möchte wissen, was aus ihm

geworden ist.«

»Das möchte ich von *vielen* Dingen wissen«, sagte Angela. Durch die Jahrtausende erscholl das Echo ihrer Frage – traurig, verloren.

Jedenfalls hielt Newt den Lappen, der sich wie ein Handtäschchen anfühlte, dem Hund vor die Schnauze, und der Hund leckte daran – und erstarrte zu Eis.

Newt ging zu seinem Vater, um ihm von dem steifen Hund zu erzählen, und mußte feststellen, daß auch sein Vater steif war.

113 *Geschichte*

Schließlich hatten wir unsere Arbeit in »Papass« Schlafzimmer geschafft.

Nur die Leichen mußten noch zum Scheiterhaufen getragen werden. Wir beschlossen, daß dies mit Glanz und Gloria vonstatten gehen müßte und daß wir damit warten sollten, bis die Feierlichkeiten zu Ehren der Hundert Märtyrer für die Demokratie vorbei waren.

Zum Schluß richteten wir von Koenigswald auf, um die Stelle, an der er gelegen hatte, zu enteuchen. Und dann versteckten wir ihn in »Papass« Kleiderschrank.

Ich weiß nicht genau, warum wir ihn versteckten. Vielleicht, um die Szenerie weniger kompliziert erscheinen zu lassen.

Newts, Angelas und Franks Geschichte über die Aufteilung der Weltvorräte von *Eis 9* am Heiligabend hörte abrupt auf, als sie zu den Einzelheiten des eigentlichen Verbrechens kamen. Die Hoenikkers konnten sich nicht erinnern, daß irgend jemand auch nur ein Wort der Rechtfertigung verloren hatte, als sie das *Eis 9* zu ihrem persönlichen Besitz erklärten. Sie unterhielten sich darüber, was *Eis 9* war, und erinnerten sich an das Gehirn-

zellentraining ihres alten Herrn, aber niemand sprach über den moralischen Aspekt der Angelegenheit.

»Wer hat es aufgeteilt?« fragte ich.

Die drei Hoenikkers hatten den ganzen Vorfall derart gründlich verdrängt, daß sie selbst beinahe nichts mehr darüber hätten sagen können.

»Newt war's nicht«, sagte Angela nach einer langen Pause. »Das weiß ich genau.«

»Entweder du oder ich«, grummelte Frank und dachte angestrengt nach.

»Du hast die drei Einmachgläser vom Küchenregal genommen«, sagte Angela. »Die drei kleinen Thermosflaschen haben wir uns nämlich erst am nächsten Tag besorgt.«

»Stimmt«, sagte Frank. »Und dann hast du einen Stößel genommen und das *Eis 9* in dem Kochtopf zerkleinert.«

»Stimmt«, sagte Angela. »Das war ich. Und dann holte jemand eine Pinzette aus dem Badezimmer.«

Newt hob sein Händchen. »Das war ich.«

Angela und Frank staunten nachträglich über Klein Newts Unternehmungslust.

»Niemand anderes als ich hat die Eisstückchen in die Einmachgläser verteilt«, erzählte Newt. Er machte keinen Hehl daraus, wie toll er sich damals vorgekommen sein mußte.

»Und was habt ihr Typen mit dem Hund gemacht?« fragte ich kraftlos.

»Den haben wir in den Backofen gesteckt«, sagte Frank. »Uns blieb nichts anderes übrig.«

»Geschichte!« schreibt Bokonon. »Lest und weint!«

114 Als ich die Kugel fühlte, wie sie in mein Herz drang

So erklomm ich erneut die Wendeltreppe in meinem Turm und blickte erneut von der höchsten Zinne meines Schlosses auf meine Gäste hinab, meine Diener, mein Kliff und mein lauwarmes Meer.

Die Hoenickers waren bei mir. Wir hatten »Papas« Zimmertür zugeschlossen und unter der Dienerschaft die Nachricht verbreitet, »Papa«ginge es wesentlich besser.

Einige Soldaten waren inzwischen damit beschäftigt, neben dem Haken einen Scheiterhaufen zu errichten. Sie hatten keine Ahnung, wozu der Scheiterhaufen dienen sollte.

An diesem Tag gab es viele, viele Geheimnisse.

Emsig, emsig, emsig.

Von mir aus konnten die Feierlichkeiten anfangen, und ich bat Frank, Botschafter Horlick Minton vorzuschlagen, er solle jetzt seine Rede halten.

Botschafter Minton ging zu der seewärts gelegenen Brüstung, den Gedenkkranz immer noch im Koffer. Und er hielt eine höchst bemerkenswerte Rede zu Ehren der Hundert Märtyrer für die Demokratie. Er würdigte die Gefallenen, ihr Land und ihr ausgelöschtes Leben, indem er »Hundert Märtyrer für die Demokratie« im Inseldialekt aussprach. Das kleine Dialektfragment kam anmutig und ungezwungen über seine Lippen.

Der Rest seiner Rede war in normalem Amerikanisch. Er hatte ein Manuskript dabei – vermutlich irgendeinen schwülstigen Stuß. Aber als er jetzt sah, wie klein sein Auditorium war, daß es aus amerikanischen Landsleuten bestand, steckte er das offizielle Manuskript weg.

Eine leichte Meeresbrise kräuselte sein schütteres Haar. »Ich werde jetzt etwas für einen Botschafter ganz und gar Unübliches tun«, sagte er. »Ich werde Ihnen erzählen, was ich wirklich fühle.«

Vielleicht hatte Minton etwas zuviel Aceton inhaliert, vielleicht ahnte er auch dunkel, was bald allen außer mir widerfahren sollte. Jedenfalls hielt er eine auffallend bokononistische Rede.

»Freunde, wir haben uns hier versammelt«, sagte er, »um *hü Hun-jörö Mura-tortz furs Domu-kratz-jih* zu ehren – tote Kinder, alle tot, alle im Krieg ermordet. Ich weiß, daß man bei solchen Gelegenheiten nicht von Kindern, sondern von *Männern* zu sprechen pflegt. Aber aus einem einfachen Grund bringe ich es nicht übers Herz, von Männern zu sprechen: Im selben Krieg, in dem *hü Hun-jörö Mura-tortz furs Domu-kratz-jih* gefallen sind, ist auch mein Sohn gefallen.

Meine Seele befiehlt mir, um ein Kind und nicht um einen Mann zu trauern.

Ich behaupte nicht, daß Kinder im Krieg nicht wie Männer sterben, wenn sie sterben müssen. Zu ihrer ewigen Ehre und unserer ewigen Schande sterben sie *wirklich* wie Männer, was jenes mannhafte Frohlocken an patriotischen Feiertagen erst ermöglicht.

Dennoch sind es ermordete Kinder.

Wenn wir diese hundert getöteten Kinder von San Lorenzo wirklich ehren wollen, müssen wir im tiefsten Inneren das verachten, was zu ihrem Tod geführt hat. Und das ist nichts anderes als die Dummheit und Bösartigkeit der ganzen Menschheit.

Wenn wir Kriegsgedenktage begehen, sollten wir uns vielleicht ausziehen, uns blau anmalen und den ganzen Tag wie Schweine grunzend auf allen vieren herumkriechen. Das wäre sicherlich angemessener als noble Sprüche und Paraden mit wehenden Fahnen und frischgeölten Gewehren.

Ich will keineswegs die schöne Militärshow miesmachen, die wir jetzt gleich sehen werden – und es wird bestimmt eine spannende Show...«

Er sah jedem einzeln in die Augen. Und dann sagte er ganz

leise, wie in den Wind gesprochen: »Ein Hurra auf spannende Shows.«

Wir mußten uns anstrengen, um zu verstehen, was Minton als nächstes sagte.

»Aber wenn der heutige Tag wirklich zu Ehren der hundert im Krieg ermordeten Kinder begangen wird«, sagte er, »ist dann an diesem heutigen Tag eine spannende Show das Richtige? Die Antwort lautet ›Ja‹, unter einer Bedingung: daß wir, die Festgäste, gewissenhaft und unermüdlich daran arbeiten, Dummheit und Bössartigkeit zu verringern – unsere eigene und die der ganzen Menschheit.«

Er öffnete den Koffer und zeigte uns das scharlachrote Futter und den goldenen Kranz.

»Sehen Sie, was ich mitgebracht habe?« fragte er uns.

Der Kranz war aus Draht und künstlichen Lorbeerblättern geflochten und das Ganze mit Heizungsfarbe übersprüht worden.

Um den Kranz wand sich ein beigefarbenes Seidenband mit der Aufschrift: »PRO PATRIA«.

Dann rezitierte Minton ein Gedicht aus Edgar Lee Masters' *Die Toten von Spoon River*, ein Gedicht, dessen Sinn wohl nicht nur den anwesenden San Lorenzanern, sondern auch H. Lowe Crosby nebst seiner Hazel und Angela und Frank verschlüsselt blieb.

Ich fiel als erste Frucht bei Missionary Ridge.
Als ich die Kugel fühlte, wie sie in mein Herz drang,
Wünscht' ich, ich wär' daheim geblieben und hätt' dafür,
daß ich
Die Schweine Curl Trenarys stahl, mich ins Gefängnis
stecken lassen,
Statt fortzulaufen und zu den Soldaten.
Tausendmal lieber Kreisgefängnis,

Statt hier zu liegen unter diesem Marmorbild mit Schwin-
gen
Und diesem Sockel aus Granit, der
Die Worte trägt: PRO PATRIA.
Was heißt das überhaupt?

»Was heißt das überhaupt?« wiederholte Botschafter Horlick Minton. »Sie bedeuten: ›Fürs Vaterland‹.« Und fast unhörbar fügte er hinzu: »Jedes beliebige Land.«

»Dieser Kranz hier ist das Geschenk vom Volk eines Landes an das Volk eines anderen Landes. Welcher Länder, ist egal, kümmern Sie sich nicht darum. Denken Sie an die Menschen...

Und im Krieg ermordete Kinder ...

Und jedes beliebige Land.

Denken Sie an Frieden.

Denken Sie an brüderliche Liebe.

Denken Sie an den Reichtum der Welt.

Denken Sie daran, welches Paradies diese Erde sein könnte, wenn die Menschen gütig und weise wären.

So dumm und böse die Menschen auch sein mögen – heute ist ein schöner Tag«, sagte Botschafter Horlick Minton. »In meinem tiefsten Herzen und als Repräsentant des friedliebenden Volkes der Vereinigten Staaten von Amerika erfüllt es mich mit Trauer, daß es den *Hun-jörö Mura-tortz furs Domukratz-jih* nicht vergönnt ist, diesen schönen Tag zu erleben.«

Und er ließ den Kranz über die Brüstung segeln.

Die Luft erzitterte. Die sechs Flugzeuge der San Lorenzaner Luftwaffe näherten sich, glitten über mein lauwarmes Meer. Sie würden jetzt auf die Nachbildungen der Leute schießen, die H. Lowe Crosby »praktisch alle Feinde der Freiheit« genannt hatte.

115 *Wie es sich nun mal traf*

Wir gingen zur Brüstung, um uns die Show anzusehen. Die Flugzeuge waren noch kaum größer als Pfefferkörner. Wir konnten sie nur ausmachen, weil eins der Flugzeuge eine Rauchfahne hinter sich herzog.

Wir glaubten, der Rauch gehöre zur Show.

Neben mir stand H. Lowe Crosby, der, wie es sich nun mal traf, abwechselnd Albatrosschnittchen aß und einheimischen Rum trank. Und aus seinem von Albatros triefenden Mund strömte der liebliche Geruch von Klebstoff für Modellflugzeuge. Mir wurde schon wieder schlecht.

Ich zog mich zu der landwärts gelegenen Brüstung zurück und schnappte nach Luft.

Ungefähr zwanzig Meter altes Steinpflaster lagen jetzt zwischen mir und den anderen.

Ich sah, daß die Flugzeuge niedrig flogen, unterhalb der Schloßmauern, und daß ich die Show versäumen würde. Aber mein Brechreiz dämpfte meine Neugierde. Ich drehte meinen Kopf in die Richtung, aus der die Flugzeuge fauchend herankamen. Gerade als die ersten Schüsse fielen, wirbelte ein Flugzeug, das mit der Rauchfahne, plötzlich durch die Luft und ging in Flammen auf.

Es verschwand wieder aus meinem Blickfeld und zerschellte im nächsten Augenblick auf dem Kliff unterhalb des Schlosses. Bomben und Treibstoff explodierten.

Die übrigen Flugzeuge brausten weiter, und ihr Getöse verflüchtigte sich zum Gesirr einer Schnake.

Das nächste Geräusch, das wir hörten, war das eines Bergrutschs – und dann krachte ein großer Turm von »Papas« Schloß ins Meer.

Die Leute an der Brüstung gegenüber blickten verstört in die leere Grube, wo eben noch der Turm gestanden hatte. Dann konnte ich Felsrutsche aller Größenordnungen hören, ein

Rumpeln, das sich zu einem tosenden Belcanto vereinte.

Der Gesang wurde schneller, und neue Stimmen traten hinzu. Es waren die Stimmen der Holzbalken des Schlosses, die klagten, sie könnten ihre Last nicht länger tragen.

Und dann ging, wie vom Blitz geschlagen, ein Riß durch die Zinnen, kaum drei Meter von meinen eingezogenen Zehen entfernt.

Er trennte mich von meinen Schicksalsgenossen.

Das Schloß stöhnte und heulte erbärmlich.

Die anderen begriffen, daß sie in Lebensgefahr schwebten. Sie waren drauf und dran, von tonnenschwerem Mauerwerk begleitet, im Orkus zu verschwinden. Obgleich der Spalt nur dreißig Zentimeter breit war, fingen die Leute an, ihn mit halsbrecherischen Sätzen zu überwinden.

Nur meine gelassene Mona begnügte sich mit einem einfachen Spazierschritt.

Der Spalt schnappte zu, um sich sogleich hämisch und tückisch wieder zu öffnen. Auf der gefährlichen Seite dieser Todesfalle befanden sich noch H. Lowe Crosby und seine Hazel und Botschafter Horlick Minton und seine Claire.

Philip Castle und Frank und ich reckten uns über den Abgrund, um die Crosbys in Sicherheit zu zerren. Dann streckten sich unsere Arme flehend den Mintons entgegen.

Die lächelten nur mild. Ich kann nur ahnen, was in ihnen vorging. Ich glaube, sie dachten in erster Linie daran, ihre Gefühle zu verbergen, Haltung zu bewahren. Panik war nicht ihr Stil. Ich bin überzeugt, daß Selbstmord ebensowenig ihr Stil war. Aber ihre guten Manieren töteten sie, denn das verhängnisvolle Halbrund des Schlosses entfernte sich jetzt von uns, so wie sich ein Ozeandampfer vom Dock entfernt.

Auch die Mintons mögen an eine Reise gedacht haben, denn sie winkten uns matt und freundlich zu.

Sie hielten Händchen.

Sie blickten aufs Meer hinaus. So gingen sie fort. Und dann

gingen sie unter in einer vernichtenden Flutwelle – vorbei!

116 *Das große Ah-whumm*

Der gezackte Rand der Vergessenheit war nur noch wenige Zentimeter von meinen eingezogenen Zehen entfernt. Ich sah hinunter. Mein lauwarmes Meer hatte alles verschlungen. Ein fahler Nebelvorhang schwebte seewärts, die letzte Spur dessen, was untergegangen war.

Ohne seine massive, der See zugewandte Maske grüßte der Palast nun den Norden mit dem Lächeln eines Leprakranken, zahnlos und borstenköpfig. Die Borsten waren die zersplitterten Enden der Balken. Genau unter mir war ein großes Zimmer aufgerissen. Der Fußboden dieses Zimmers ragte wie ein Sprungbrett in die Gegend.

Einen Moment lang erwog ich, mich auf das Sprungbrett zu stürzen, um mit einem tollkühnen Schwalbenschwung glatt wie ein Messer für immer in den Fluten der Ewigkeit zu verschwinden.

Vogelgeschrei riß mich aus meinen Träumereien. Ein Vogel kreiste am Himmel und schien wissen zu wollen, was geschehen war. »Viee-vass-witt?« fragte er.

Wir sahen alle den Vogel und dann einander an.

Schreckensbleich wichen wir vor dem Abgrund zurück. Und der große Pflasterstein, der mich eben noch getragen hatte, geriet in Bewegung. Und dann schaukelte er über dem Sprungbrett hin und her.

Schließlich krachte er hinunter und verwandelte das Sprungbrett in eine Rutschbahn. Und über die Rutschbahn sauste das gesamte noch vorhandene Mobiliar aus dem Zimmer unter uns.

Zuerst schoß ein Xylophon hervor und raste auf seinen winzigen Rädern davon. Es folgte ein Nachttisch in Begleitung

einer irrwitzig hüpfenden Lötlampe. Dann folgten in heißer Jagd ein paar Stühle.

Und irgendwo in diesem Raum da unten setzte sich, für uns unsichtbar, etwas in Bewegung, das offenbar um jeden Preis an seinem Platz verharren wollte.

Es wanderte die Rutschbahn entlang. Schließlich zeigte es seinen goldenen Bug. Es war das Beiboot mit dem toten »Papa«.

Es erreichte das Ende der Rutschbahn, sein Bug geriet ins Wanken, dann kippte es um und fiel kopfüber in die Fluten.

»Papa« wurde hinausgeschleudert und stürzte ohne sein Bett ins Wasser.

Ich schloß die Augen.

Ein Geräusch durchzitterte die Luft, als würde jemand ein Portal, so groß wie das Firmament, leise schließen, als fiel das Himmelstor ganz sanft ins Schloß. Es war ein großes Ah-humm.

Ich öffnete die Augen – und der Ozean war pures *Eis* 9.

Die feuchte grüne Erde war eine blauweiße Perle.

Der Himmel verdüsterte sich. *Borasisi*, der Sonnengott, hatte sich in ein grausames gelbsüchtiges Kügelchen verwandelt.

Der Himmel war von Würmern übersät. Die Würmer waren Wirbelstürme.

117 Zufluchtstätte

Ich blickte zum Himmel, wo vor kurzem noch der Vogel gewesen war. Ein riesiger Wurm mit einem veilchenblauen Maul taumelte direkt über uns, surrte wie ein Bienenschwarm und schnappte unter obszönen Darmbewegungen nach Luft.

Wir Menschen stoben auseinander, flohen von den geborstenen Festungsmauern, stolperten die Treppen in Richtung

Festland hinunter.

Nur H. Lowe Crosby und seine Hazel schrien, was das Zeug hielt. »Amerikaner! Amerikaner!« riefen sie, als ob sich die Wirbelstürme für die *Granfallons*, zu denen ihre Opfer zählten, interessiert hätten.

Ich konnte die Crosbys nicht sehen, sie hatten eine andere Treppe gewählt. Ihr Rufen und die Laute, die die anderen von sich gaben, ihr Keuchen und Rennen, kamen durch einen Korridor des Schlosses zu mir herüber geschnattert. Mein einziger Gefährte war meine göttliche Mona, die mir lautlos gefolgt war.

Als ich innehielt, schlüpfte sie an mir vorbei und öffnete die Tür zum Vorzimmer von »Papas« Gemächern. Wände und Decke des Vorzimmers waren zertrümmert. Aber der steinerne Fußboden war noch vorhanden. Und in seiner Mitte befand sich der Schachtdeckel, der zum Verlies führte. Unter dem verwurmtten Himmel, im veilchenblauen flackernden Licht aus den Mäulern gieriger Wirbelstürme, hob ich den Deckel hoch.

Die Speiseröhre des Kellergewölbes war mit eisernen Sprossen versehen. Und wir stiegen hinunter. Ich hievte den Schachtdeckel von unten wieder an seinen alten Platz.

Unten angekommen, entdeckten wir ein Staatsgeheimnis. »Papa« Monzano hatte sich dort einen gemütlichen Luftschutzbunker einrichten lassen – mit einem Luftschaft und einem Ventilator, der von einem umgedrehten, festgeschraubten Fahrrad betrieben wurde. In eine Wand war ein Wassertank eingelassen. Das Wasser war trinkbar und vor allem naß, da noch von *Eis 9* verschont. Ansonsten fanden wir noch ein Camping-Klo vor, ein Kurzwellenradio, einen Versandhauskatalog, kistenweise Lebensmittel und Alkohol, Kerzen und zwanzig gebundene Jahrgänge der Zeitschrift *National Geographic*.

Und eine Ausgabe der *Schriften des Bokonon*.

Und ein Doppelbett.

Ich zündete eine Kerze an, öffnete eine Dose Campbells Hühnersuppe mit Okraschoten und stellte sie auf den Ofen. Dann goß ich zwei Gläser Virgin Islands Rum ein.

Mona setzte sich auf das eine Bett. Ich setzte mich auf das andere.

»Ich würde dir gern etwas sagen, was Männer schon so manches Mal zu Frauen gesagt haben dürften«, fing ich an. »Ich glaube allerdings nicht, daß diese Worte jemals ähnlich bedeutungsschwer klangen wie jetzt!«

»Ach?«

Ich streckte meine Arme aus. »Da sind wir nun.«

118 *Die eiserne Jungfrau und das Verlies*

Das Sechste Buch der Schriften des Bokonon handelt vom Schmerz, insbesondere von den Qualen, die der Mensch dem Menschen zufügt. »Sollte ich jemals am Haken enden«, warnt uns Bokonon, »macht euch auf ein äußerst humanes Schauspiel gefaßt.«

Dann spricht er von der Folterbank und den Daumenschrauben und der Eisernen Jungfrau und dem Verlies.

Gestöhn und Gewimmer, wenn sie Glieder ausrenken.

Doch nur im Verlies kannst du beim Sterben denken.

Und so war's denn auch in unserem felsigen Erdenschoß. Wenigstens konnten wir jetzt nachdenken. Und so dachte ich beispielsweise, daß das leibliche Wohl im Verlies keineswegs von der nackten Tatsache ablenken konnte, daß man hier unten langsam, aber sicher vergessen wurde...

Während unserer ersten vierundzwanzig Stunden unter Tage rüttelten Wirbelstürme alle paar Minuten an unserem Schachtdeckel. Jedesmal sank sofort der Luftdruck in unserer Höhle, und unsere Ohren dröhnten, und unsere Köpfe waren dem Bersten nahe.

Was das Radio anbelangt – mehr als Knattern und anhaltendes Summen waren ihm nicht zu entlocken. Von einem Ende des Kurzwellenbereichs zum anderen – kein Wort, kein Piepton, nichts. Falls es überhaupt hier und da noch Leben gab, wurde es jedenfalls nicht über Rundfunk ausgestrahlt.

Bis heute wird Leben nicht über Rundfunk ausgestrahlt.

Ich vermutete folgendes: Wirbelstürme hatten das blauweiße *Eis 9* überallhin ausgestreut und alles und jedes zu Boden und in Stücke gerissen. Was jetzt noch lebte, würde bald sterben – an Hunger, Durst, Wutanfällen oder Gleichgültigkeit. Ich wandte mich den *Schriften des Bokonon* zu, die ich immer noch so wenig kannte, daß ich glaubte, irgendwo darin trostreiche Worte finden zu können. Ich übergang geflissentlich die Warnung auf der Titelseite des *Ersten Buchs*:

»Sei kein Narr! Klapp dieses Buch sofort wieder zu! Es enthält nichts als *Foma*!«

Foma, freilich, sind Lügen.

Und dann las ich das:

Am Anfang schuf Gott die Erde und Er sah auf sie hinab in seiner kosmischen Einsamkeit.

Und Gott sprach: »Laßt Uns lebende Kreaturen aus Schlamm machen, so daß der Schlamm sehen kann, was Wir erschaffen haben.« Und Gott schuf alles, was hienieden kreucht und fleucht, und eine dieser Kreaturen war der Mensch. Nur der menschengewordene Schlamm konnte sprechen. Gott neigte sich herab, als der menschengewordene Schlamm sich aufrichtete, sich erstaunt umsah und sprach. Der Mensch blinzelte. »Dürfte ich vielleicht erfahren, was das alles für einen *Zweck* hat?« erkundigte er sich höflich.

»Muß denn alles einen Zweck haben?« fragte Gott.

»Selbstverständlich«, sagte der Mensch.

»Meinetwegen kannst du dir ja einen für all das ausdenken«, sagte Gott und ging Seiner Wege.

In meinen Augen war das Blödsinn.

»Natürlich ist das Blödsinn!« sagt Bokonon.

Ich wandte mich meiner göttlichen Mona zu, in der Hoffnung, bei ihr tröstlichere Geheimnisse zu finden.

Wenn ich sie über die Ritze zwischen unseren Betten hinweg schmachkend anblickte, konnte ich mir vorstellen, daß hinter ihren wundervollen Augen Rätsel schlummerten, die so alt waren wie Eva selbst.

Auf die unerquickliche Sexepisode, die nun folgte, möchte ich nicht näher eingehen. Es sei nur gesagt, daß ich ebenso widerwärtig wie angewidert war.

Das Mädchen hatte nicht das geringste Interesse an Fortpflanzung – es haßte diesen Gedanken sogar. Bevor die Balgerei vorbei war, traute sie, und ich übrigens auch, mir ohne weiteres zu, dieses sonderbare ächzende, schweißtreibende Unterfangen, bei dem neue Menschen entstehen, selbst erfunden zu haben.

Als ich mich zähneknirschend wieder in mein Bett verzog, nahm ich an, daß sie allen Ernstes nicht wußte, was es mit dem Liebesakt auf sich hatte. Aber dann sagte sie ganz sanft: »Es wäre doch sehr traurig, jetzt ein Kind zu bekommen. Findest du nicht auch?«

»Ja«, fand ich auch.

»So werden nämlich Kinder gemacht, falls du es nicht gewußt haben solltest.«

119 *Mona dankt mir*

»Heute werde ich bulgarischer Kultusminister sein und morgen Helena von Troja«, lehrt uns Bokonon. Der Sinn dieser Worte ist sonnenklar: Jeder und jede von uns muß sein, was er und sie ist. Genau das ging mir in dem Verlies da unten die meiste Zeit

durch den Kopf dank der *Schriften des Bokonon*.

Bokonon forderte mich auf, mit ihm anzustimmen:

Wir tun, dumdidel tun, dumdidel tun, dumdidel tun,
Was wir müssen, schlammig müssen, schlammig müssen,
schlammig müssen,
Schlammig tun, schlammig tun, schlammig tun, schlammig
tun,
Bis wir am Ende im Grabe ruhn, Grabe ruhn, Grabe ruhn.

Ich dachte mir dazu eine niedliche Melodie aus und piffte sie keuchend, während ich das Fahrrad trat, das den Ventilator antrieb, der uns Luft spendete, gute alte Luft.

»Der Mensch atmet Sauerstoff ein und Kohlendioxyd aus«, rief ich Mona zu.

»Was?«

»Wissenschaft.«

»Ach so.«

»Lange Zeit glaubte man, Tiere atmeten ein, was sie ausatmen und umgekehrt.«

»Das wußte ich nicht.«

»Jetzt weißt du es.«

»Danke.«

»Bitte.«

Nachdem ich unseren Lufthaushalt duftig und frisch gestrampelt hatte, stieg ich vom Rad und die Eisensprossen hinauf, um nach dem Wetter zu sehen. Das tat ich mehrmals täglich. An diesem vierten Tag stellte ich mit einem Blick durch den Schlitz des leicht angehobenen Schachtdeckels fest, daß die Wetterlage sich einigermaßen stabilisiert hatte.

Allerdings war es eine wilde, dynamische Stabilität, denn die Wirbelstürme waren so zahlreich wie eh und je, und bis heute sind Wirbelstürme zahlreich geblieben. Aber ihre Mäuler gierten und heulten jetzt nicht mehr unmittelbar auf dem

Erdboden. In alle Himmelsrichtungen hatten sie sich diskret auf eine Höhe von vielleicht achthundert Metern zurückgezogen. Ihre Höhe variierte nur noch so wenig, daß man hätte meinen können, San Lorenzo läge unter einem wirbelsturmbeständigen Glasdach.

Wir ließen noch drei Tage verstreichen, um sicherzugehen, daß die Wirbelstürme ihr gesittetes Verhalten nicht nur vor-täuschten. Dann füllten wir unsere Feldflaschen mit Wasser: und gingen nach oben. Die Luft war heiß und trocken und totenstill.

Ich hatte mal den Vorschlag gehört, in der gemäßigten Zone sechs anstelle von vier Jahreszeiten einzuführen: Sommer, Herbst, Zuschließen, Winter, Aufschließen und Frühling. Daran mußte ich denken, als ich mich neben dem Eingang zu unserem Verlies aufrichtete, als ich schaute, lauschte und schnupperte.

Nicht die Spur eines Geruchs, nicht die Spur einer Bewegung. Aber Geräusche: Jeder Schritt von mir knirschte in blauweißem Eis. Und hallte lautstark wider. Die Jahreszeit des Aufschließens war vorbei. Die Welt war fest verschlossen.

Es herrschte Winter, jetzt und für alle Zeiten.

Ich half meiner Mona aus unserem Loch. Ich ermahnte sie, weder den blauweißen Frost noch ihren Mund mit den Händen zu berühren. »Der Tod hat es noch nie so leicht gehabt«, erklärte ich ihr. »Du brauchst nur mit den Fingern den Boden zu berühren und dann deine Lippen und es ist aus mit dir.«

Sie seufzte. »Eine sehr schlechte Mutter.«

»Was?«

»Mutter Erde – sie ist keine sehr gute Mutter mehr.«

»Hallo? Hallo?« rief ich in die Schloßruine. Die schrecklichen Stürme hatten wahre Schluchten in diesen gewaltigen Steinhäufen gerissen. Mona und ich machten uns halbherzig auf die Suche nach Überlebenden – halbherzig, weil wir nicht die Spur eines Lebenszeichens finden konnten. Nicht einmal

eine schnuppernde Ratte hatte überlebt.

Das einzige von Menschenhandwerk erbaute Gebilde, das alles unbeschadet überstanden hatte, war das Eingangsportal des Palastes. Mona und ich gingen hin.

Auf dem Portal prangte in weißer Farbe ein bokoonistischer »Calypso«. Die Buchstaben waren gut lesbar und höchstens ein paar Tage alt. Beweis, daß außer uns noch jemand die Stürme überlebt haben mußte. Und hier der »Calypso«:

Es kommt der Tag, da ist's vorbei mit der Welt und dem
Glück,
Und was Gott uns geliehen, holt er sich wieder zurück.
Und schimpfst du den Herrgott dann einen üblen Tropf,
Tu das ruhig. Er lächelt nur und nickt mit dem Kopf.

120 *An alle, die es angeht*

Ich erinnerte mich an eine Reklame für ein Kinderbuch mit dem Titel *Das Buch des Wissens*. In dieser Reklame schauten ein Junge und ein Mädchen vertrauensvoll zu ihrem Vater auf. »Daddy«, fragte eins der Kinder, »warum ist der Himmel blau?« Die Antwort konnte man vermutlich im *Buch des Wissens* finden.

Hätte ich meinen Daddy neben mir gehabt, als Mona und ich die Straße vom Palast hinuntergingen, hätte ich mich an seine Hand geklammert und ihm eine Unmenge Fragen gestellt. »Daddy, warum sind die Bäume alle umgeknickt? Daddy, warum sind die Vögel alle tot? Daddy, warum ist der Himmel so krank und wurmstichig? Daddy, warum ist das Meer so hart und ruhig?«

Mir wurde klar, daß ich besser als jeder andere Mensch in der Lage war, diese Fragen zu beantworten, vorausgesetzt, daß

überhaupt noch andere Menschen am Leben waren. Falls es jemanden interessierte, ich wußte, was falsch gelaufen war – wo und wie.

Na und?

Ich fragte mich, wo die Toten sein könnten. Mona und ich hatten uns schon mehr als einen Kilometer von unserem Verlies fortgewagt, ohne auch nur einen einzigen Toten gesehen zu haben.

Auf Lebende war ich nicht halb so neugierig, wahrscheinlich weil ich darauf gefaßt war, zuerst einen ganzen Haufen Toter beklagen zu müssen. Ich sah keine Rauchsäulen von möglichen Lagerfeuern aufsteigen, aber die wären ohnehin gegen ein verwurmttes Firmament schwer auszumachen gewesen.

Etwas anderes fesselte meine Aufmerksamkeit: ein lavendelfarbener Strahlenkranz um den sonderbaren Steinpflock, der den Gipfel des Mount McCabe bildete. Er schien mich zu rufen, und ich hatte die blödsinnige, filmreife Idee, mit Mona diesen Gipfel zu erklimmen. Aber was hatte das zu bedeuten?

Wir stiegen also in die Felsspalten am Fuße des Mount McCabe. Und Mona verließ scheinbar ohne ein Ziel mich und unsere Route und kletterte einen Felsen hinauf. Ich folgte ihr.

Auf dem Grat erreichte ich sie. Sie blickte verloren in einen weiten natürlichen Krater. Sie weinte nicht.

Obwohl sie allen Grund gehabt hätte.

In dem Krater lagen tausend und abertausend Leichen. Jeder Dahingeschiedene hatte den blauweißen Frost von *Eis 9* auf den Lippen.

Da die Leichen nicht verstreut oder wild übereinandergehäuft waren, lag der Schluß nahe, daß sie nach dem Rückzug der schrecklichen Stürme alle hierhergebracht worden waren. Da aber jede Leiche einen Finger im oder am Mund hatte, wurde mir klar, daß diese Menschen sich alle aus eigenem Antrieb zu dieser traurigen Stätte begaben und sich hier mit *Eis 9* vergiftet hatten.

Da lagen sie, Männer, Frauen, auch Kinder, viele in *Bokomaru*-Stellung. Alle hielten ihren Blick auf den Mittelpunkt des Kraters gerichtet, als seien sie das Publikum in einem Amphitheater.

Mona und ich schauten in die Richtung all der froststarren Blicke und entdeckten in der Mitte des Kraters ein freies Rund, so als hätte man einem Redner ein Plätzchen freigelassen.

Mona und ich kletterten vorsichtig zu diesem Platz in der Mitte hinab, wobei wir jede Berührung mit der schauerlichen Statuensammlung vermieden. Unten angekommen, fanden wir einen Stein. Und unter dem Stein lag ein Zettel, auf dem mit Bleistift geschrieben stand:

An alle, die es angeht: Um Sie herum haben sich fast alle Einwohner von San Lorenzo versammelt, die die Stürme überlebt hatten. Diese Leute nahmen den Pseudo-Heiligen namens Bokonon gefangen. Sie brachten ihn hierher, stellten sich im Kreis um ihn auf und befahlen ihm, ihnen genau zu sagen, was Gott der Allmächtige vorhabe und was sie jetzt tun sollten. Der Scharlatan erzählte ihnen, daß Gott mit Sicherheit versuchen werde, sie zu töten, möglicherweise weil Er nichts mehr von ihnen wissen wollte, und daß sie doch mit Anstand sterben sollten. Was sie, wie man sieht, auch taten.

Die Notiz war von Bokonon unterschrieben.

121 *Ich antworte nicht schnell genug*

»Was für ein Zyniker!« keuchte ich. Ich sah von dem Zettel auf und ließ meinen Blick über den leichengefüllten Krater schweifen. »Ist *er* denn irgendwo?«

»Ich sehe ihn nicht«, sagte Mona sanft. Sie war keineswegs

deprimiert oder wütend. Im Gegenteil, sie schien sich nur mit Mühe das Lachen verkneifen zu können. »Er hat immer gesagt, er würde sich nie an seine eigenen Ratschläge halten, weil er wußte, daß sie nichts taugten.«

»Der soll nur kommen!« sagte ich grimmig. »Stell dir vor, wie verbittert jemand sein muß, um all diesen Menschen den Rat zu geben, sich umzubringen.«

Jetzt lachte Mona wirklich. Ich hatte sie nie zuvor lachen gehört. Ihr Lachen war erschreckend laut und roh.

»Das findest du *komisch*?«

Sie hob lässig die Arme. »Es ist alles so einfach, das ist alles. Es ist die Lösung für viele und vieles, so einfach ist das.«

Und dann schlenderte sie lachend zwischen den Tausenden von versteinerten Körpern nach oben. Auf halbem Weg hielt sie inne, drehte sich zu mir um und rief: »Würdest du irgend jemand von denen hier wieder zum Leben erwecken, wenn du könntest? Antworte schnell.

Du antwortest nicht schnell genug«, rief sie verspielt, nachdem eine halbe Minute verstrichen war. Und sie lachte immer noch ein bißchen, bückte sich dann, berührte mit dem Finger den Boden, richtete sich auf, berührte mit dem Finger ihre Lippen und starb.

Habe ich geweint? Sie sagen ja. H. Lowe Crosby und seine Hazel und Klein Newton Hoenikker begegneten mir, als ich die Straße entlangtaumelte. Sie saßen in Bolivars einzigem Taxi – irgendwie hatte es den Sturm schadlos überstanden. Sie sagen, ich hätte geweint. Hazel weinte auch, vor Freude, daß ich noch am Leben war.

Sie überredeten mich einzusteigen.

Hazel legte ihren Arm um mich. »Jetzt bist du bei deiner Mutti. Es wird schon alles gut.«

Ich schaltete völlig ab. Ich schloß die Augen. Es war eine tiefe, idiotische Erleichterung für mich, daß ich mich an diese feiste, feuchte blöde Gans kuscheln konnte.

122 Die Schweizer Robinsonfamilie

Sie brachten mich zu den Überresten von Franklin Hoenikkers Haus über dem Wasserfall. Übriggeblieben war die Höhle unter dem Wasserfall, die sich in eine Art Iglu mit einer lichtdurchlässigen Kuppel aus blauweißem *Eis 9* verwandelt hatte.

Der Haushalt bestand aus Frank, Klein Newt und den Crosbys. Sie hatten im Palast in einem Kerker überlebt, der sehr viel niedriger und ungemütlicher war als das Verlies. Bei der ersten Wetterberuhigung hatten sie sich davongemacht, während Mona und ich noch drei Tage geblieben waren.

Zufällig stand das Taxi unter dem Bogen des Eingangsportals. Sie hatten eine Kanne voll weißer Farbe gefunden, und Frank hatte auf die Vordertüren des Taxis weiße Sterne gepinselt und auf das Dach die Anfangsbuchstaben eines *Granfal-lons*: U.S.A.

»Und die Kanne mit der Farbe haben Sie unter dem Portal stehengelassen«, sagte ich.

»Woher wissen Sie das?« fragte Crosby.

»Jemand ist vorbeigekommen und hat ein Gedicht geschrieben.«

Ich erkundigte mich nicht sofort nach Angela Hoenikker Conners' und Philips und Julian Castles Ableben, da ich dann sofort über Mona hätte reden müssen. Und dazu war ich noch nicht in der Lage.

Während der Fahrt wollte ich vor allem deswegen nicht über Monas Tod sprechen, weil die Crosbys und Klein Newt so unangemessen guter Laune waren.

Hazel erklärte mir den Grund ihres Frohsinns. »Warte nur, bis du siehst, wie wir leben. Wir verköstigen uns mit den herrlichsten Leckerbissen. Wenn wir Wasser brauchen, machen wir ein Lagerfeuer und schmelzen uns welches. Die Schweizer Robinsonfamilie – so nennen wir uns.«

123 *Von Mäusen und Menschen*

Es folgten sechs eigentümliche Monate – die sechs Monate übrigens, in denen ich dieses Buch schrieb. Hazel hatte recht, wenn sie unsere kleine Gemeinschaft als Schweizer Robinsonfamilie bezeichnete – wir hatten einen Sturm überlebt, waren isoliert, und dann wurde das Leben wirklich sehr angenehm. Es entbehrte nicht eines gewissen Walt-Disney-Charmes.

Pflanzen und Tiere hatten zwar nicht überlebt, aber *Eis 9* konservierte Schweine und Kühe und Wild und haufenweise Vögel und Beeren, bis wir sie auftauten und zubereiteten. Außerdem gab es tonnenweise Konserven in den Ruinen von Bolivar. Man mußte nur buddeln, und wir waren offenbar die einzigen Überlebenden auf San Lorenzo.

Die Ernährung war kein Problem; Kleidung und Unterkunft ebensowenig, da das Wetter tagein, tagaus trocken und heiß war. Unsere Gesundheit war von monotoner Beständigkeit. Die Bakterien hatte es wohl auch erwischt – oder sie machten ein Nickerchen.

Wir hatten uns den neuen Lebensumständen so hervorragend angepaßt, daß niemand sich wunderte oder protestierte, als Hazel sagte: »Etwas Gutes immerhin: keine Moskitos.«

Sie saß auf einem dreibeinigen Hocker in der Lichtung, in der Franks Haus gestanden hatte. Sie hatte rote, weiße und blaue Kleider in Streifen geschnitten und nähte die Streifen aneinander. Wie Betsy Ross* schuf sie eine amerikanische Flagge. Niemand war so unhöflich, sie darauf hinzuweisen, daß das Rot eigentlich pfirsichfarben war, das Blau sich bedenklich einem satten Moosgrün näherte und daß die Sterne, die sie ausgeschnitten hatte, leider sechszackige Davidssterne und nicht fünfzackige amerikanische Sterne waren.

* Betsy Ross (1752-1836) entwarf und nähte die erste amerikanische Flagge. (A.d.Ü.)

Ihr Mann, der schon immer ein recht annehmbarer Koch gewesen war, hatte in der Nähe ein Feuer entfacht und bruzzelte einen Eintopf zusammen. Er kochte immer für uns; er kochte für sein Leben gern.

»Sieht gut aus und riecht gut«, kommentierte ich.

Er zwinkerte mir zu. »Schießen Sie nicht auf den Koch. Er tut, was er kann.«

Eine Hintergrundmusik zu dieser Plauderei gab das hackende da-da-da und did-did-did des automatischen Morsegeräts ab, das Frank gebastelt hatte und das rund um die Uhr SOS funkte.

»Rettet unsere Seeelen«, sang Hazel nadelschwingend mit dem Morsegerät im Duett. »Rettet unsere Seeelen.«

»Was macht die Schreiberei?« fragte Hazel.

»Geht ganz gut voran, Mutti.«

»Wann zeigst du uns mal was?«

»Wenn's fertig ist, Mutti, wenn's fertig ist.«

»Viele berühmte Schriftsteller waren Hoosier.«

»Ich weiß.«

»Du wirst Glied in einer langen, langen Kette sein.« Sie lächelte hoffnungsfroh. »Wird es ein komisches Buch?«

»Das hoffe ich, Mutti.«

»Ich lache gerne.«

»Das weiß ich.«

»Hier verfügt jeder über Fähigkeiten, die den anderen zugute kommen. Du schreibst amüsante Bücher, Frank befaßt sich mit wissenschaftlichem Krimskrams, und Klein Newt – er malt für jeden von uns Bilder, und ich nähe, und Lowie kocht.«

»Vieler Hände Arbeit macht viele Mühen leicht. Altes chinesisches Sprichwort.«

»Die alten Chinesen hatten uns viel voraus, wirklich wahr.«

»Wir sollten ihr Andenken in Ehren halten.«

»Ich wünschte, ich hätte mich näher mit ihnen befaßt.«

»Selbst unter günstigsten Umständen kann man das manchmal nicht.«

»Ich wünschte, ich hätte mich mit allem mehr befaßt.«

»Wir haben alle etwas zu bereuen, Mutti.«

»Was vorbei ist, ist vorbei.«

»Oder wie der Dichter sagt, Mutti, ›Von Mäusen und Menschen möcht' ich nennen das traurigste Wort: „Es hätte sein können.“‹«

»Wie schön und wie wahr!«

124 *Franks Ameisenfarm*

Ich sah ungern zu, wie Hazel ihre Flagge zu Ende nähte, denn sie hatte etwas damit vor, was auch mich betraf. Sie bildete sich ein, ich hätte mich bereit erklärt, auf den Gipfel des Mount McCabe zu klettern, um dieses Scheißding dort hinzupflanzen.

»Wenn Lowe und ich jünger wären, würden wir es ja selbst tun. Aber so können wir dir nur die Flagge in die Hand drücken und dir unsere Segenswünsche mit auf den Weg geben.«

»Mutti, ich weiß nicht so recht, ob das der ideale Platz für die Flagge ist.«

»Wo denn *sonst*!«

»Ich denk' mal drüber nach.« Ich entschuldigte mich und stieg in die Höhle runter, um zu sehen, wie Frank sich die Zeit vertrieb.

Sein Zeitvertreib war keine Überraschung für mich. Er beobachtete eine Ameisenfarm, die er gebastelt hatte. Er hatte ein paar überlebende Ameisen aus San Bolivars dreidimensionaler Ruinenwelt gebuddelt und die Tierchen auf zwei Dimensionen reduziert, indem er zwischen zwei Glasplatten ein Staub-Ameisen-Sandwich zubereitete. Die Ameisen konnten nichts tun, ohne daß Frank sie dabei erwischte und den entsprechenden Kommentar abgegeben hätte.

Das Experiment hatte binnen kurzem das Rätsel gelöst, wie

Ameisen in einer Welt ohne Wasser überleben konnten. Soviel ich weiß, waren sie die einzigen Insekten, die überlebt hatten, und das war ihnen folgendermaßen gelungen: Sie bildeten mit ihren Körpern dichte Kugeln um Körnchen von *Eis 9* und entwickelten im Zentrum genug Wärme, um die Hälfte von ihnen zu töten und um einen Tautropfen zu produzieren. Der Tau war trinkbar, und die Kadaver konnten sie fressen.

»Eßt, trinkt und seid guter Dinge, denn schon morgen sind wir nicht mehr«, sagte ich zu Frank und seinen kleinen Kannibalen.

Seine Antwort war immer die gleiche – ein runtergeleierter Vortrag über all das, was der Mensch von den Ameisen lernen könnte.

Meine Antworten waren ebenfalls ritualisiert. »Die Natur ist etwas Wunderbares, Frank. Die Natur ist etwas Wunderbares.«

»Wissen Sie, warum Ameisen so erfolgreich sind?« fragte er mich zum tausendsten Mal. »Sie kooperieren.«

»Das ist ein verdammt gutes Wort – Kooperation.«

»Wer hat ihnen *beigebracht*, wie man Wasser macht?«

»Wer hat *mir* beigebracht, wie man Wasser macht?«

»Das ist eine blöde Antwort, und das wissen Sie auch.«

»Tschuldigung.«

»Es gab eine Zeit, in der ich blöde Antworten ernst genommen habe. Darüber bin ich hinaus.«

»Ein Meilenstein.«

»Ich bin ein ganz schönes Stück erwachsener geworden.«

»Was die Welt einiges gekostet hat.« Ich konnte Frank solche Sachen an den Kopf werfen und dabei absolut sicher sein, daß er sie nicht hören würde.

»Es gab eine Zeit, in der man mich ohne weiteres ins Bockshorn jagen konnte, einfach weil ich nicht genug Selbstbewußtsein hatte.«

»Die drastische Reduzierung der Weltbevölkerung wäre schon die halbe Lösung für Ihre privaten sozialen Probleme«,

sagte ich. Wieder einmal hätte ich ebensogut mit einem Taubstummen sprechen können.

»Nun erklären Sie mir doch, erklären Sie mir, wer diesen Ameisen verraten hat, wie man Wasser macht«, nervte er mich erneut.

Mehrmals hatte ich ihm den naheliegenden Gedanken unterbreitet, Gott habe es ihnen verraten. Aber ich wußte schon vorher, daß er diese Theorie weder verwerfen noch akzeptieren würde. Er drehte einfach immer mehr durch und wiederholte seine Frage pausenlos.

Einem Rat aus den *Schriften des Bokonon* folgend verließ ich Frank. »Meide Menschen, die alle erdenkliche Mühe aufwenden, um etwas herauszufinden, und, wenn sie es herausgefunden haben, kein bißchen schlauer sind als vorher«, lehrt Bokonon. »Sie hegen einen mörderischen Haß gegen Menschen, die ohne jede Anstrengung den Stand ihrer Unwissenheit erreicht haben.«

Ich sah nach Klein Newt, unserem Maler.

125 Die Tasmanier

Ich fand Klein Newt etwa vierhundert Meter von der Höhle entfernt. Er malte eine erloschene Landschaft und fragte mich, ob ich ihn nach Bolivar fahren würde, um mit ihm nach Farben zu stöbern. Er selbst konnte nicht Auto fahren. Er erreichte die Pedale nicht.

Wir machten uns also auf, und ich fragte ihn unterwegs, ob von seinem Geschlechtstrieb etwas übriggeblieben sei. Ich beklagte, daß bei mir nichts mehr lief – keine Träume in dieser Richtung, nichts.

»Früher habe ich von sechs, neun, zwölf Meter großen Frauen geträumt«, sagte er. »Aber jetzt? Mein Gott, ich kann mich

nicht mal daran erinnern, wie meine ukrainische Zwergin ausgesehen hat.«

Mir fiel da eine Geschichte ein, die ich einmal über die Ureinwohner Tasmaniens gelesen hatte. Als die Weißen sie im 17. Jahrhundert entdeckten, kannten diese völlig nackten Menschen weder Ackerbau noch Viehzucht noch die geringsten Ansätze irgendwie gearteter Architektur, vielleicht nicht einmal Feuer. In den Augen der Weißen waren sie wegen ihrer Unwissenheit so wertlos, daß sie von den ersten weißen Siedlern, englischen Sträflingen, aus Jux und Tollerei gejagt und abgeknallt wurden. Daraufhin konnten die Eingeborenen dem Leben nichts mehr abgewinnen und gaben es auf, sich zu vermehren.

Ich äußerte die Vermutung, daß eine ähnliche Hoffnungslosigkeit uns entmannt haben könnte.

Newt machte eine scharfsinnige Bemerkung. »Ich glaube, daß die ganze Toberei im Bett mehr mit der Sorge um die Arterhaltung zu tun hat, als man sich träumen läßt.«

»Sicher, wären Frauen im gebärfähigen Alter bei uns, sähe alles total anders aus. Die gute alte Hazel ist weit über die Jahre hinaus, in denen sie wenigstens noch einen mongoloiden Deppen hätte hervorbringen können.«

Es stellte sich heraus, daß Newt recht gut über mongoloide Deppen Bescheid wußte. Er hatte einst eine Schule für behinderte Kinder besucht, und einige seiner Klassenkameraden waren mongoloid gewesen. »In unserer Klasse konnte eine Mongoloide namens Myrna am besten schreiben – ich meine Schönschreiben, nicht, *was* sie schrieb. Mein Gott, ich habe schon seit Jahren nicht mehr an sie gedacht.«

»War die Schule gut?«

»Ich kann mich nur noch an eine stehende Redewendung des Direktors erinnern. Wenn wir irgend etwas ausgefressen hatten, schnauzte er uns über die Lautsprecheranlage an, und jedesmal eröffnete er seine Kanonade mit den Worten: ›Ich habe es

endgültig satt«...«

»Das kann ich ihm nachfühlen!«

»Vielleicht ist dieses Lebensgefühl Ihre Bestimmung.«

»Sie sprechen wie ein Bokononist, Newt.«

»Warum auch nicht? Soviel ich weiß, ist der Bokononismus schließlich die einzige Religion, die etwas über Zwerge zu sagen hat.«

Wenn nicht über meinem Buch, dann hatte ich über den *Schriften des Bokonon* gegessen, aber die Stelle über Zwerge war mir bislang entgangen. Deswegen war ich Newt dankbar, daß er mich darauf aufmerksam machte. Das kleine Couplet enthüllte nämlich die grausam, paradoxe Gedankenwelt Bokonons – die herzerreißende Notwendigkeit, über die Wirklichkeit zu lügen, und die herzerreißende Unmöglichkeit dieses Unterfangens.

Zwerglein, Zwerglein, Zwerglein – zwinkernd stolzieren und niemals wanken.

Denn du weißt, ein Mann ist immer so groß wie eine Hoffnung und seine Gedanken!

126 *Ein Lied auf den Lippen*

»Was für eine *deprimierende* Religion!« rief ich. Ich lenkte unser Gespräch in eine andere Richtung, sprach über Utopien, darüber, wie es hätte laufen können, wie es hätte laufen sollen, wie es noch laufen könnte, wenn die Welt wieder auftauen würde.

Aber auch dazu hatte Bokonon sich geäußert, er hatte ein ganzes Buch über Utopien geschrieben, *Das Siebente Buch*, das er »Bokonons Republik« betitelte. In diesem Buch finden sich diese haarsträubenden Aphorismen:

Sorge dafür, daß die Regale in den Drugstores nie leer werden, und du regierst die Welt. Laßt uns unsere Republik so aufbauen: Erst mal eine Kette von Drugstores, eine Kette von Lebensmittelläden, eine Kette von Gaskammern und einen Nationalsport. Danach können wir unsere Verfassung schreiben.

Ich nannte Bokonon einen vermaledeiten Scheißkerl und wechselte erneut das Gesprächsthema. Ich machte mich für sinnvolles, individuelles Heldentum stark. Ich pries vor allem die Todesart, die Julian Castle und sein Sohn gewählt hatten. Während die Wirbelstürme noch wüteten, brachen sie zu Fuß zum Haus zur guten Hoffnung im Dschungel auf, um noch so viel gute Hoffnung zu spenden, wie in ihren Kräften stand. Und ich sah auch Größe in der Art und Weise, wie die arme Angela aus dem Leben geschieden war. Sie hatte in den Ruinen von Bolivar eine Klarinette gefunden und sofort angefangen zu musizieren, ohne sich darum zu kümmern, ob das Mundstück von *Eis 9* verseucht sein könnte.

»Ein Lied auf den Lippen«, murmelte ich heiser.

»Vielleicht gelingt auch Ihnen ein gepflegter Abgang«, sagte Newt.

Das war bokononistisch gesprochen.

Ich konnte nicht länger an mich halten und verriet meinen Traum, den Mount McCabe mit einem großartigen Symbol in Händen zu besteigen und es auf den Gipfel zu pflanzen. Ich nahm die Hände kurz vom Steuer, um ihm zu zeigen, daß sie leer waren, keine Symbole hielten. »Aber was, zum Teufel, wäre das richtige Symbol, Newt? Was, zum Teufel, wäre es?« Ich ergriff wieder das Steuerrad. »Es ist da, das Ende der Welt, und ich bin da, fast der letzte Mensch, und er ist da, der höchste Berg weit und breit. Ich weiß jetzt, was der Daseinszweck meiner *Karass* war, Newt. Sie hat ungefähr eine halbe Million Jahre Tag und Nacht gearbeitet, um mich auf diesen Berg zu

schicken.« Ich schüttelte den Kopf, den Tränen nahe. »Aber was, um Himmels willen, soll ich in Händen halten?«

Während ich das fragte, blickte ich abwesend aus dem Autofenster, so abwesend, daß ich eine gute Meile weiterfuhr, ehe mir bewußt wurde, daß ich einem alten Neger in die Augen geblickt hatte, einem lebenden Farbigen, der am Straßenrand saß.

Ich nahm den Fuß vom Gaspedal. Dann hielt ich an. Ich schloß die Augen.

»Was ist los?« fragte Newt.

»Ich habe Bokonon dahinten gesehen.«

127 *Ende*

Er saß auf einem Felsen. Er war barfuß. Seine Füße froststarr von *Eis 9*. Sein einziges Kleidungsstück war eine weiße Zierbettdecke mit blauen Quasten. Auf den Quasten stand Casa Mona. Er nahm keinerlei Notiz von unserer Ankunft. In einer Hand hielt er einen Bleistift, in der anderen ein Blatt Papier.

»Bokonon?«

»Ja?«

»Darf ich fragen, worüber Sie nachdenken?«

»Ich denke über den letzten Satz der *Schriften des Bokonon* nach. Die Zeit für den letzten Satz ist gekommen.«

»Geht's?«

Er zuckte die Achseln und reichte mir das Blatt.

Und ich las:

Wenn ich jünger wäre, würde ich die Geschichte der menschlichen Dummheit schreiben, und ich würde den Mount McCabe besteigen und mich am Gipfel niederlegen und das Geschichtswerk als Kopfkissen benutzen, und ich

würde das blau-weiße Gift, das Menschen in Statuen verwandelt, vom Boden nehmen, und ich würde mich selbst in eine Statue verwandeln, die auf dem Rücken liegt, schrecklich grinst und dem Du-weißt-ja-schon eine Nase dreht.